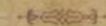


Fünfzehn Bilder  
aus dem Thierreiche.

In Erzählungen  
für die Jugend.

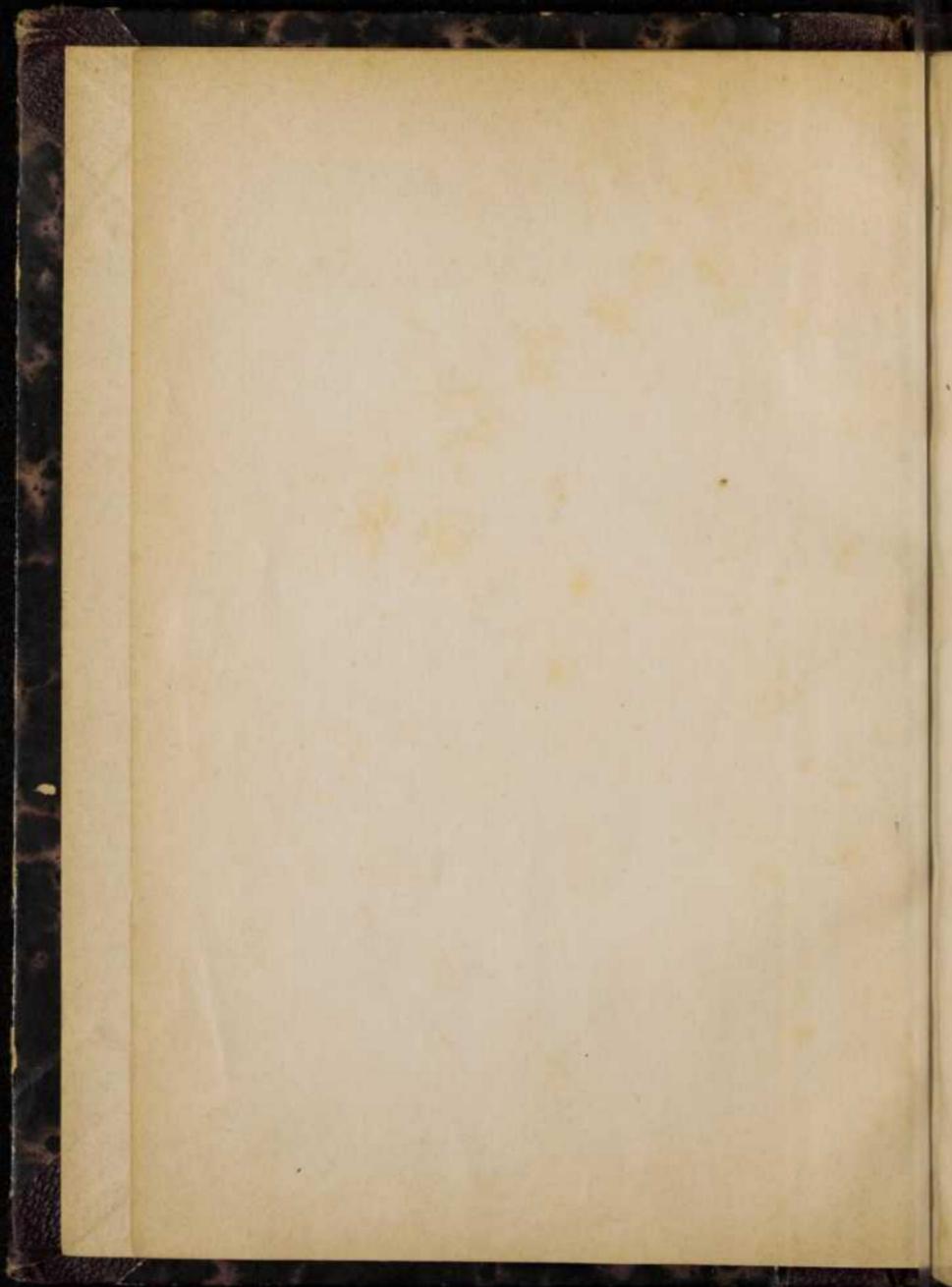
Mit fünfzehn Contbildern.



Stuttgart.  
Verlag von Carl Schöber.

Verlag Carl Schuster: 1861-86  
→ V. Lieber, S. 79

60



Fünfzehn Bilder  
aus dem Thierreiche.

---

In Erzählungen  
für  
die Jugend.

---

Mit fünfzehn Tonbildern.

---



Stuttgart.  
Verlag von Carl Schober.

H/M 232 950

INTERNATIONALE  
JUGEND  
BIBLIOTHEK

München

[1871]

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

# Inhalt.

---

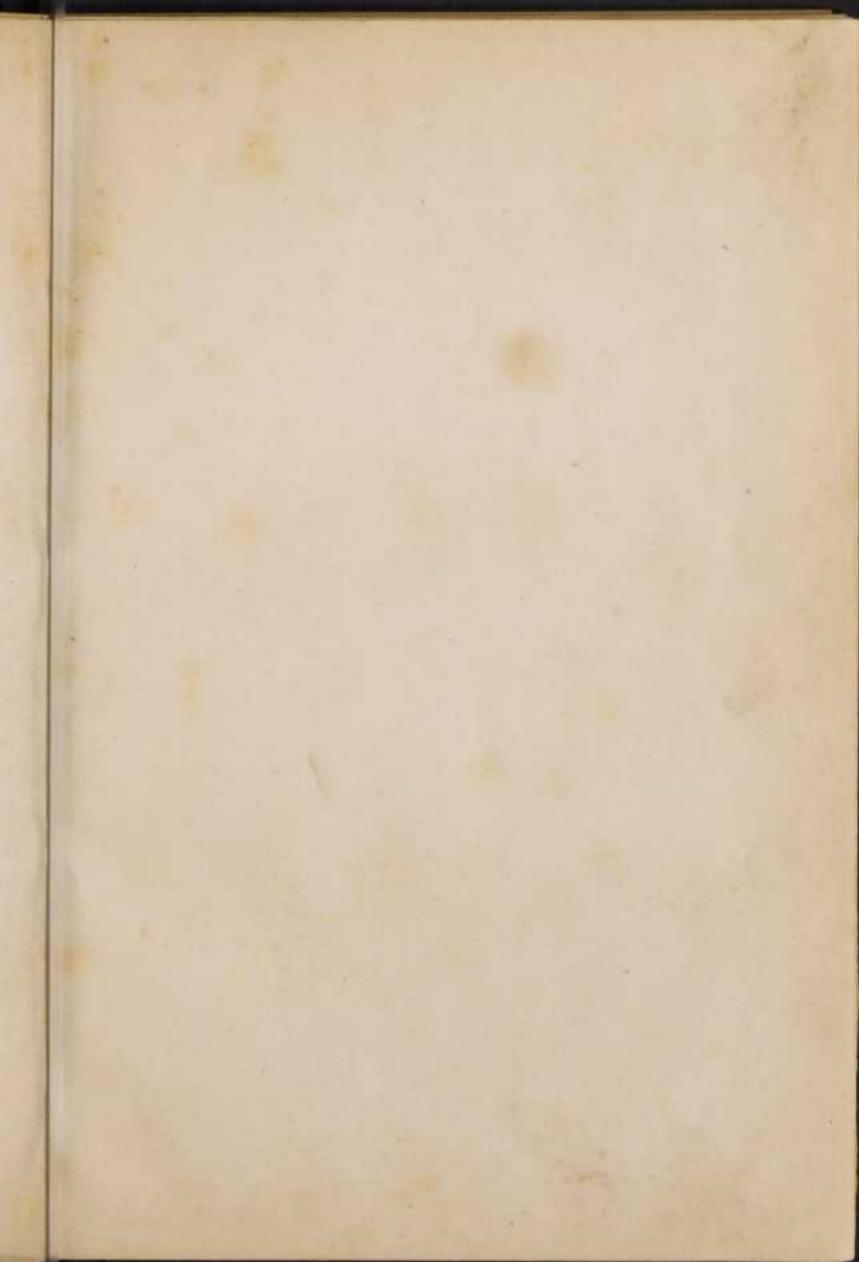
	Seite.
Die Spinne . . . . .	1
Das Eichhörnchen . . . . .	5
Das Mäuschen . . . . .	8
Das Käyhen . . . . .	12
Das Wiesel . . . . .	14
Das Dächschen . . . . .	18
Das Schäfchen . . . . .	22
Die Schwalbe . . . . .	25
Die Krähen . . . . .	29
Die Meise . . . . .	32
Die Ratter . . . . .	35
Die Schnecke . . . . .	38
Die Ameisen . . . . .	40
Die Wespe . . . . .	43
Der Krebs . . . . .	46

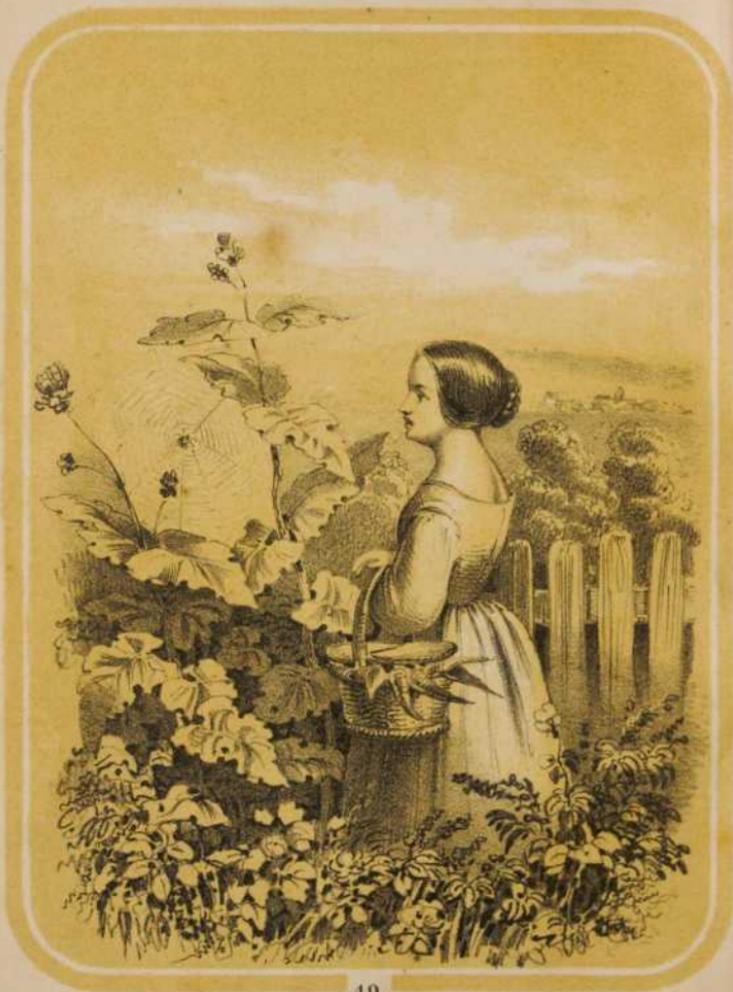
---

Index

The following is a list of the names of the persons mentioned in the text of the book, arranged in alphabetical order. The names are given in full, and the page on which they occur is indicated by a number in parentheses.

A. B. C. D. E. F. G. H. I. J. K. L. M. N. O. P. Q. R. S. T. U. V. W. X. Y. Z.





## Die Spinne.

Es war ein heiterer Junimorgen als sich Hannchen auf den Weg machte, ihrem Großvater die ersten Carotten zu bringen, die sie in ihrem Hausgärtchen gepflanzt hatte. Der Weg war nicht weit und führte zwischen Gärten, welche den Marktflecken, Hannchen's Heimath, umgaben, auf die Wiesen, von wo aus man das Försterhaus am Saume des Hochwaldes erkennen konnte. Von keinem ihrer Gespielinnen begleitet, dachte Hannchen nur an die Freude, welche Großvater haben werde, wenn sie ihm sein Lieblingsgericht, die ersten jungen Gelbenrüben bringe, schon wollte sie von den hier und da über die Zäune hängenden Blumen welche abbrechen, um für Großvater einen schönen Blumenstrauß zu binden, als sie erschrocken stehen blieb; denn eine Spinne hatte hier zwischen Lilien, Nelken und Rosen ihr großes Rad gewoben und sah mit ihren vielen, vielen Augen ganz gemüthlich in die Welt hinein, die heute von der Sonne so gar schön beschienen wurde.

„Ach wie garstig,“ rief Hannchen, „gerade hier ein Rad zu weben.“

Die Spinne ließ sich jedoch durch dieses zürnende Wort nicht in ihrer Gemüthsruhe stören und fuhr fort sich in dem Lichtmeere, das die Sonne heute so freigebig über die Erde ausgegossen hatte, zu baden.

Hannchen, nachdem es noch einen zürnenden Blick auf die Spinne geworfen, eilte auf dem Fußpfade fort und erreichte bald des Großvaters Wohnung.

„Guten Tag, Großpapa,“ rief Hannchen schon von Weitem, als es seinen Großvater unter der schattigen Linde vor der Försterwohnung sitzen sah.

„Grüß Dich Gott Kind, schon so früh auf den Beinen?“

„Ja, sieh nur Großpapa, was ich Dir mitgebracht habe.“

„Ei der Tausend, Carotten!“

„Ja und selbstgepflanzte, Großväterchen.“

„Nun, nun Hannchen, die werden mir nur um so besser schmecken, aber sag' mir doch, Kind, warum hast Du Dich denn auf dem kurzen Wege so sehr eiligt. Es hat ja doch keine solche Eile gehabt.“

„Ja, sieh lieb' Großväterchen, ich wollte auch gar nicht eilen, ich wollte sogar einige Blumen pflücken um Dir ein Sträußchen bringen zu können . . .“

„Nun.“

„Aber gerade, als ich einige abbrechen wollte, da hatte eine garstige Spinne zwischen den schönen Blumen ihr Rad gewoben, und da konnte ich keine mehr abbrechen, weil das häßliche Thier mich so erschreckt hatte, daß ich eilends mich davon machte, um zu Dir zu kommen.“

„Die Spinne hat Dir aber gewiß nichts zu Veide gethan.“

„Nein, gewiß nicht, ich schalt sie zwar, daß sie hier gerade ihr Rad gewoben, aber sie schien sich aus meinem Schelten gar nichts zu machen.“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete lächelnd der Großvater dem eifernden Hannchen.

„Aber sag' mir doch Großväterchen, wozu nützen denn die garstigen Thiere; ich möchte wissen, warum sie unser lieber Vater im Himmel erschaffen?“

„Du fragst zu viel auf ein Mal liebes Kind, doch laß uns hier unter der Linde Platz nehmen.“

Hannchen setzte sich neben den Großvater auf die Gartenbank, die unter der Linde angebracht war und sah den Großvater erwartungsvoll an.

„Sieh Hannchen, wie Du mich eben, so haben schon viele ältere, erwachsenere und gescheitere Leute, als Du bist, gefragt, und unter ihnen auch einst König David, der auch nicht begreifen konnte, wozu Gott diese nutzlosen Thiere erschaffen haben möge. Als er nun einst um Mitternacht sich in Saul's Lager geschlichen und dessen Spieß und Becher geraubt hatte, war plötzlich Lärm im Lager entstanden und David mußte flüchten. Auf seiner Flucht kam er an einer Höhle vorbei, in welcher David vor den ihn verfolgenden Feinden sich zu verbergen suchte. Während der Nacht kam nun eine Spinne und webte ihr Rad zwischen den Eingang der Höhle und als nun Saul mit seinen Reifigen vor die Höhle kam, und eben sie durchsuchen wollte, rief er beim Anblick des unberlehten

Spinnengewebes, laßt uns gehen, hier kann David nicht sein, denn hätte er sich in dieser Höhle verborgen, so müßte er das Spinnengewebe zerrissen haben, mit diesen Worten eilte Saul mit seinen Reifigen weiter; David der ihr Gespräch, sowie ihr Weiterziehen vernommen, warf sich nieder in den Staub und rief:

„O großer Gott, ich bin belehrt  
Auch Spinnen haben großen Werth.  
Verzeih, o Herr, daß ich so blind  
Zu seh'n, wie weise Deine Werke sind.“

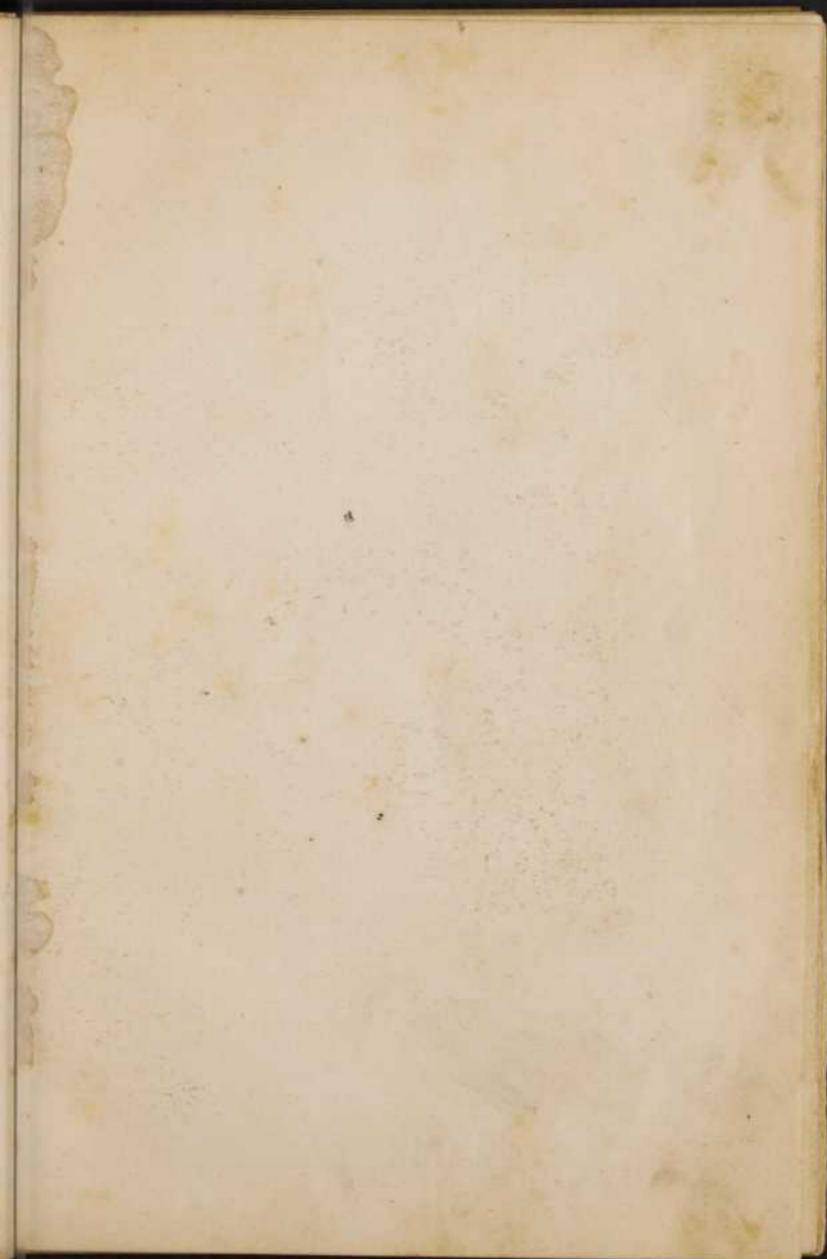
„Auch ich bin jetzt belehrt,“ entgegnete Hannchen freundlich „und werde den Spinnen nichts mehr zu Leide thun.“

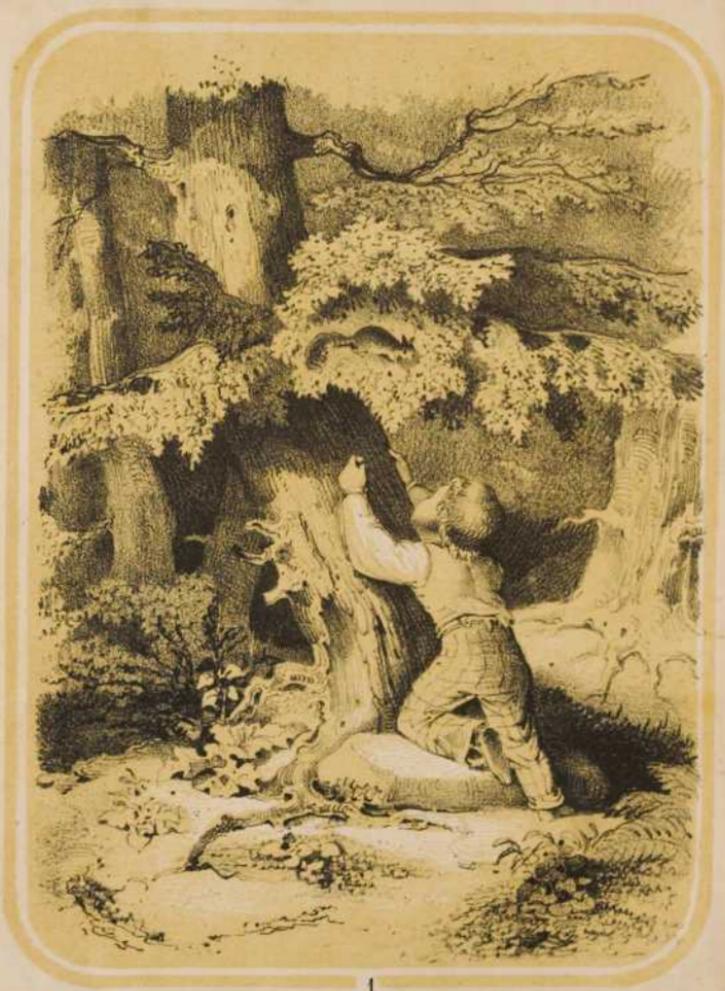
„Thu' Du das, mein Hannchen, denn wenn es auch keine schöne, so sind es doch sehr nützliche Thierchen, da auch sie im Haushalte der Natur dazu bestimmt sind, dem Ueberflusse der Insektenwelt zu steuern.“

Mittlerweile war es Mittag geworden, Hannchen nahm ihr Körbchen zur Hand und nachdem es vom Großvater Abschied genommen, machte es sich wieder auf den Heimweg, wo es bald die Stelle wieder erreicht hatte, an welcher sich das Rad der Spinne befand. Diese hatte jedoch ihre frühere beschauliche Stellung verlassen und eben ein Paar kleine Fliegen ergriffen, die sich in ihrem Netze gefangen.

„Ja, ja,“ dachte Hannchen, „nützliche Thierchen sind es doch wohl, wie ich sehe, denn der Fliegen gab es doch sonst gar zu viele.“

Mit einem freundlichen Abschiedsblicke auf das Spin-





nengewebe eilte Hannchen nach Hause, wo ein einfaches Mahl bereits auf dem Tische dampfte und Vater und Mutter die liebe Kleine freundlich willkommen hießen.

### Das Eichhörnchen.

Försters Karl war ein munterer Junge, dem es allezeit lieb war, im Walde zu springen und zu tollen und es gar zu gerne gesehen hätte, wenn es ihm gelungen wäre, ein Eichhörnchen oder ein Rehkitzchen zu erhaschen. Eines Tages, als er eben wieder mit Erlaubniß seiner Eltern im Walde herumtollte, erblickte er auf einer alten Buche ein Eichhörnchen, das munter und vergnügt von einem Zweige zum andern sprang, lange schaute er den munteren Sprüngen des Thierchens zu, als es aber auf die untersten Zweige des alten Baumes gekommen war, rief er ungeduldig:

„Hänschen, lieb' Hänschen, sieh welch' schöne süße Kerne ich habe, die sollen Dir gehören, wenn Du zu mir kommst.“

Hänschen, das die Stimme vernommen, lauschte einen Augenblick den Worten, die es gehört und schien sich zu bedenken.

„Sieh welch' schöne Nußkerne ich habe,“ rief wiederholt Karl und lockte dem Hänschen, „auch süße Mandeln sollst Du alle Tage haben, wenn Du mit mir zu Vater und Mutter gehen willst.“

Hänschen blieb noch immer auf dem Zweige unbeweglich und schaute den bittenden Knaben mit seinen klugen Augen nachdenklich an — es schien mit sich noch nicht ganz im Reinen zu sein, ob es den Lockungen folgen sollte oder nicht.

„So komm doch, Hänschen,“ rief Karl, ihm einen süßen Mandelkern hinhaltend.

Hänschen aber schüttelte sein kluges Köpfchen, sprang einige Zweige höher und schien ihm zuzurufen zu wollen:

„Nein, nein ich mag Deine Lederbissen nicht, lieber will ich mich mit Buchenkern begnügen und frei im Walde mich ergehen, als mich an süßen Mandeln zu vergnügen und mich dabei gefangen zu sehn.“ Noch einen Blick warf es auf den Knaben, dann aber hüpfte es von Zweig zu Zweig und war bald aus den Augen des betäubten Karl entschwunden.

Karl blieb zwar noch einige Zeit unter dem alten Baume stehen, um zu warten, ob sich Hänschen wohl nicht eines besseren besinnen werde; Minuten um Minuten verstrichen, jedoch aber Hänschen ließ sich eben nirgends mehr blicken, so machte sich denn Karl betrübt auf den Heimweg, wo er bald seinem Vater begegnete, der ebenfalls aus dem Forste kommend sich nach Hause begab.

„Nun, mein kleiner Springinsfeld, was ist Dir begegnet, daß Du so betrübt daher schlenderst?“

„Ach, Hänschen wollte durchaus nicht mitkommen, obwohl ich ihm Mandeln und Nüsse die Hülle und Fülle versprach,“ klagte der kleine Karl.

„So, es wollte nicht mit Dir gehen und seine Freiheit gegen eine goldene Gefangenschaft vertauschen?“

„Nein.“

„Ja, da ist nun nichts zu machen, doch höre Karl, morgen wollen Vater und Mutter und Deine Geschwister nach Wiesenbach gehen, da es aber dort nichts als Schwarzbrot und saure Milch gibt, so wird die Mutter Kuchen backen, wenn Du zu Hause bleiben willst.“

„Ach nein Väterchen, ich mag keine Kuchen, ich will lieber mit den Geschwistern gehen.“

„Die Mutter wird Dir das schönste Obst dazu legen, wenn Du hübsch zu Hause bleiben willst.“

„Ach nein, Karl will lieber Schwarzbrot und saure Milch mit seinen Geschwistern und Vater und Mutter essen, als zu Hause Kuchen und Obst.“

„Siehst Du nun mein kleiner Springinsfeld, so wie Dir ergeht es dem Eichhörnchen gerade auch, es will lieber bei seinen Geschwistern und Eltern mit Buchenkern zufrieden sein, als in Nüssen und Mandeln fern von ihnen zu schwelgen.“

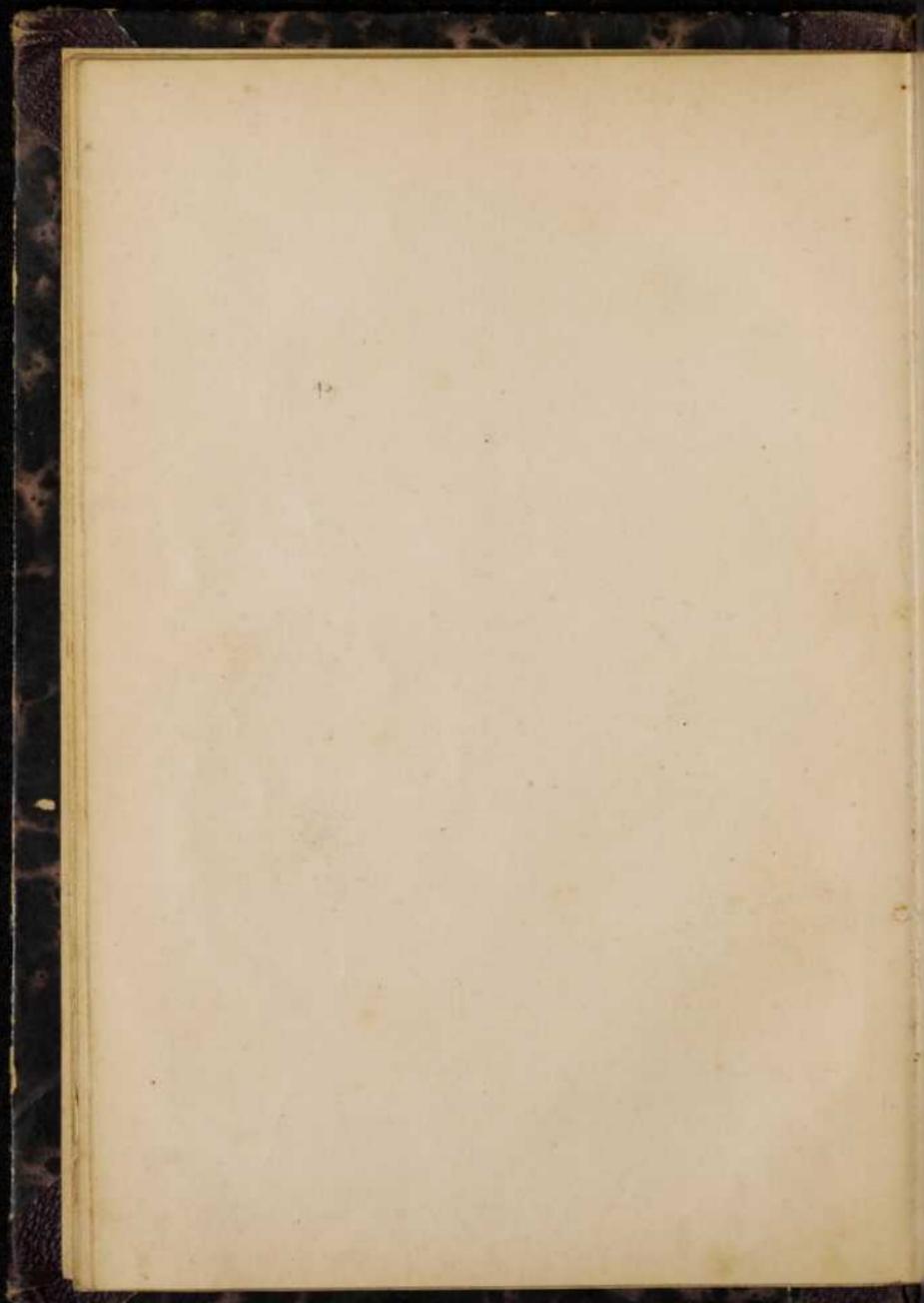
„Ja ich sehe es wohl ein,“ rief Karl, „aber ein Eichhörnchen hätte ich doch gar zu gerne besessen.“

Indessen waren beide in die Nähe der Försterwohnung gekommen, wo die Geschwister, da es mittlerweile Abend geworden, sich um die alte Linde tummelten, Karl gesellte sich sogleich zu ihnen und hatte dort bald seinen Kummer wegen des Eichhörnchens vergessen.

### Das Mäuschen.

Im Pfarrhause zu Diefenbach hatten seit Kurzem ein Paar allerliebste Angorakätzchen ihren Einzug gehalten, sie waren ein Geschenk von des Pfarrers Schwester, die in der Residenz wohnte. So lange das Pfarrhaus diese Kätzchen nicht gesehen, war es für die Mäuschen eine allerliebste Wohnung; denn da gab es stets etwas zu naschen, nun aber sollte die Sache ein rasches und trauriges Ende nehmen. Noch hatte nämlich die Abendglocke nicht geläutet, die den müden Arbeiter zum Gebete und zur Ruhe einladet, als die beiden hübschen Katzen schon den Beschluß gefaßt, den Mäuschen eine Schlacht zu liefern, die, wie vorauszusehen, mit deren totaler Niederlage endigte. Nur einem klugen Mäuschen, das den Ausgang des Treffens geahnt zu haben schien, war es durch die Behendigkeit seiner Füße gelungen, dem Blutbade zu entrinnen und sich in einen dunklen Schlupfwinkel des sonst so stillen und gemüthlichen Pfarrhauses zu retten. Hier ging es nun lange Zeit mit sich zu Rathe, ob es seine ihm bis jetzt so lieb gewordene Heimath verlassen und gleich manchen Andern in der Fremde eine neue Heimath suchen, oder ob es da bleiben und in steter Angst und Gefahr, auch ein Opfer der Katzen eines Tages zu werden, auf der Scholle, wo es geboren, ausharren sollte. Hier im Pfarrhause war es mit allen Vertlichkeiten genau vertraut, es wußte wo die Schinken hingen, kannte die Stelle ganz genau wo der Butter und die Bürste aufbewahrt wurden und den Platz, welchen das Fleisch, der Speck, und das





Brod einnahmen, den hätte es blind finden können, draußen in der Fremde aber war ihm noch Alles unbekannt. Dies Alles überlegte das Mäuschen in seinem Schlupfwinkel reiflich und schon wollte es sich wieder zum Dableiben entschließen, als ihm die Katzen auf's Neue einfielen, die mit ihm wohl wenig Federlens machen würden, wenn es ihnen gelänge, sie zu haschen. Die Katzen, die garstigen Katzen, daß sie Einem doch gar keine Lebensfreude gönnen, dachte das Mäuschen und entschloß sich ihrer Heimath Lebewohl zu sagen.

„Noch einen Blick zurück, dann wanderte sie aus  
Und zog in's große Nachbarhaus.“

Hier hatte Alles ein anderes Ansehen, die engen Räume der Heimath dehnten sich hier ungemein aus, die frühere Stille ward hier jeden Augenblick durch Hundegebell und Kindergeschrei unterbrochen, so daß das Mäuschen in den ersten Tagen gar nicht wußte, wo ihm der Kopf stand. Endlich gelang es ihm ein Plätzchen ausfindig zu machen, das abgelegen vom Getreibe und Lärmen des Hauses sich ganz besonders zur Anlegung seiner Hütte zu eignen schien und nun machte es sich gleich einem geschickten Mineur an die Arbeit, um von da aus nach allen Richtungen Gänge anzulegen und die Räumlichkeiten des Hauses begehen zu können, dabei wurde es vom Glücke sehr begünstigt, sofern einer seiner ersten Gänge dasselbe in die Speisekammer führte, bei deren Anblick es überrascht seine Arbeit unterbrach. Hier gab es große Butterstollen, allertliebste Schinken, eine Menge schwarzen Brodes

und Speck, ach, schön geräucherten Speck in Hülle und Fülle! Der Speck sah gar zu appetitlich aus und erst sein Geruch, der stieg dem Mäuschen in die Nase, daß es nicht anders konnte, als es mußte ihn eben kosten. Da waren aber auch prächtige Franzmadam, das wußte des Hofbauern achtjähriges Käthchen ebenfalls wohl, dem zur selben Zeit auch der Geruch dieser köstlichen Birnen in die Nase gestiegen zu sein schien, denn es öffnete sich ganz sachte und leise die Thüre der Speisekammer und Käthchen schlich auf den Zehen zum Korbe mit den schönen Franzmadam und husch hatte es eine Birne genommen und sich wieder davon geschlichen, aber auch unser Mäuschen hatte sich beim ersten Geräusch in seinen Gang geflüchtet und dort mit neugierigen Augen Käthchen's Thun und Treiben beobachtet. Lange Zeit stellten sich nun die beiden Nascher zur selben Stunde in der Speisekammer ein und ließen es sich dort wohl sein, ohne sich bis jetzt gesehen zu haben. Eines Tages jedoch, als das Mäuschen wiederum der Speisekammer seinen Besuch abstattete, sah es auf dem Zurichtetisch einen frisch gesottenen Schinken liegen. Ueberascht blieb es einen Augenblick stehen, betrachtete lange die Speckseite, an der es bis jetzt unausgesetzt gearbeitet hatte, und warf dann auch zärtliche Blicke auf den Schinken. Von beiden schien das Mäuschen angezogen zu werden, endlich errang aber der Schinken die Oberhand. Rasch kletterte es am Zurichtetisch hinauf, sprang auf das Tischblatt und eilte auf den Schinken zu. In seinem Eifer hatte es dießmal nicht bemerkt, wie Käthchen wiederum in die Kammer geschlichen war, um sich eine Birne zu holen,

und sah es erst mit drohendem Finger vor sich stehen, als es eben über die Oberseite des Schinkens springen wollte, um die Weichseite desselben aufzusuchen und es sich dort recht schmecken zu lassen.

„Halt, kleiner Schelm, so gehts nicht,“ rief Käthchen, „meinst Du denn, der Schinken sei nur für Dich und Deinesgleichen auf den Tisch gestellt worden?“

Das Mäuschen ließ den Kopf hängen und machte ein trübes Gesicht, denn das Göschen hatte ihm schon gar zu sehr nach dem Schinken gewässert. Es wollte sich nun auf's Bitten verlegen, um nur ein ganz klein wenig von dem Schinken naschen zu dürfen, aber Käthchen, die genommene Birne noch in der Hand haltend, schüttelte strenge mit dem Kopfe und drohte ernst mit dem Finger.

„Mach', daß Du fortkommst, Du kleiner Nascher und laß Dich nimmer blicken, sonst hole ich des Pfarrers Käthchen und dann magst Du sehen, wie es Dir ergeht.“

Bei der Nennung von Pfarrers Käthchen wandte sich das Mäuschen um, nicht ohne zuvor einen vorwurfsvollen Blick auf Käthchen geworfen zu haben, der zu sagen schien:

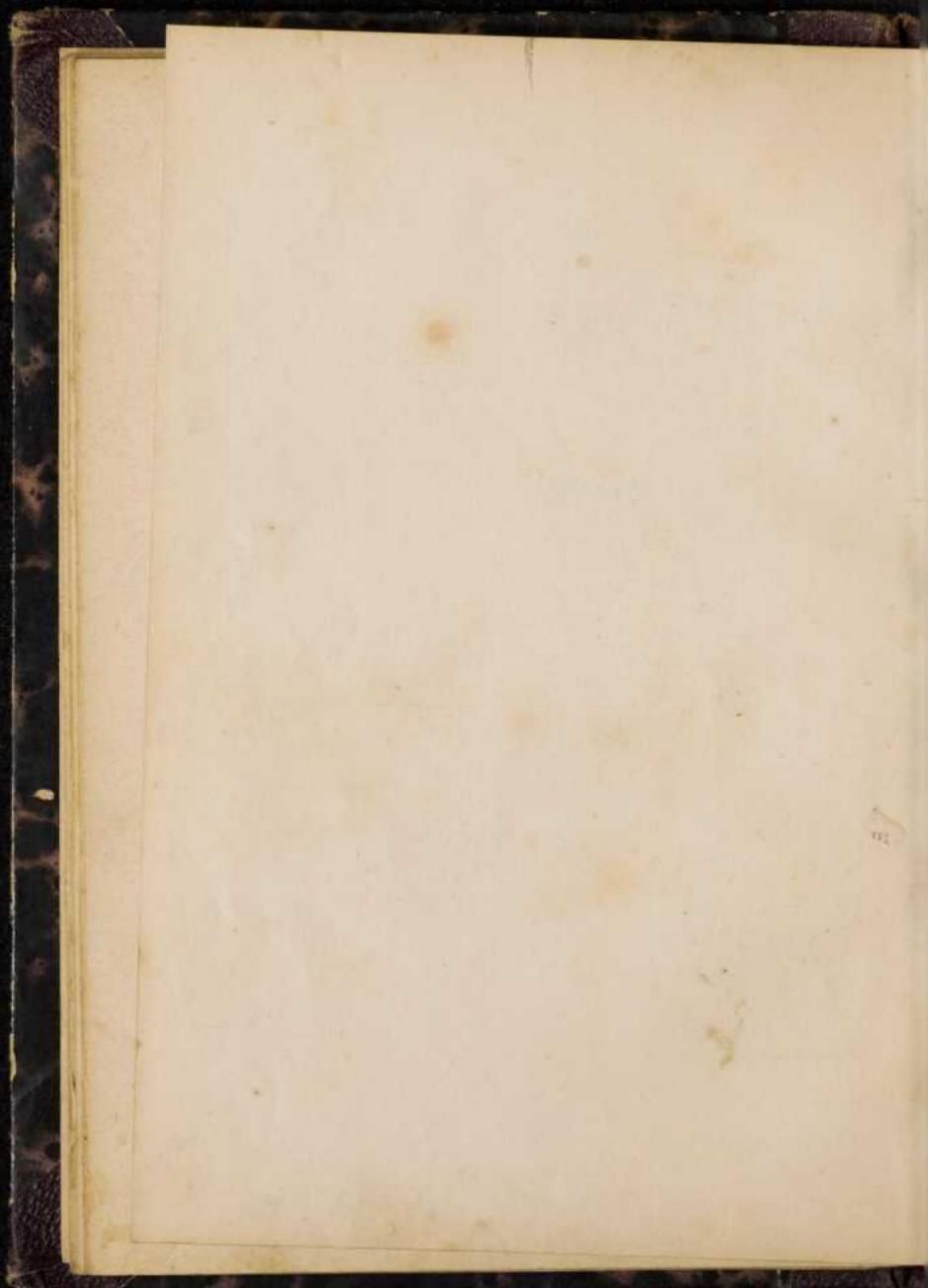
„Du siehst den Splüter in des nächsten Auge, aber den Balken in Deinem eigenen wirst Du nicht gewahr,“ und eilte dann spornstreichs von dannen.

Leider hatte Käthchen den Blick des Mäuschens nicht verstanden; denn sie schlich nach wie vor zur Speisekammer, um dort gleich dem Mäuschen zu naschen.

### Das Käzchen.

Vieschen war ein waderes Mädchen, das nicht nur eifrig lernte, sondern auch der Mutter zu Hause überall da an die Hand ging, wo seine schwachen Kräfte nur immer ausreichen mochten, daher kam es, daß es nicht nur der Schullehrer, sondern beinahe alle Leute des Dörfchens, in welchem die bescheidene Wohnung seiner Eltern stand, herzlich lieb gewannen. Aber nicht nur die Leute lächelten, wenn ihnen Vieschen begegnete und ihnen mit seiner zarten Kinderstimme „Guten Tag“ bot, nein auch die Hunde kamen herbei und leckten ihr die Hände und gar die Katzen und Käzchen, die schnurrten und katzbuckelten um die Kleine herum, daß es eine Lust und Freude war, dem Treiben zuzusehen. Natürlich war unter den schmeichelnden Käzchen Vieschens Hauskäzchen nicht der geringsten eine. Sie hatte aber auch gute Ursache hierzu; denn Vieschen theilte immer sein Brod, seine Milch und Alles, was es von seinen Eltern bekam, mit seinem Käzchen, das ein gar zu possieliches Thierchen war und dabei hatte es ein so zartes, schönes, silbergraues Fell mit einer schneeweißen Brust, daß es wohl Allen, die das hübsche Thier sahen, gefallen mußte. So lange nun Miedchen, so nannte nämlich Vieschen sein Käzchen, noch jung und klein war, folgte es seiner Gebieterin auf Schritt und Tritt, sah kaum rechts oder links und wenn auch die vorwitzigen Sperlinge noch so naseweis um sie herumhüpften, für Miedchen schienen sie gar nicht da zu sein, denn es hatte





ja von Lieschen schon Milchbroden bekommen, warum sollte es ihm denn noch nach was Anderem gelüsten. Aber Miedchen blieb nicht immer jung, nein es wurde aus dem hübschen Käzchen eine stattliche Katze. Miedchen begleitete zwar auch noch seine Herrin, aber nur noch hie und da, meistens hatte es seine besonderen Gänge zu machen und nun kam es nicht selten vor, daß in der Speisekammer der Rahm an der Milch fehlte, ja daß sogar manche Milchtöpfe leer oder gar zerbrochen waren. Lieschen mit seiner Mutter sannten hin und her, kamen aber immer nicht auf den Sprung, wer der wahre Milchdieb sei, ja man hatte schon den Verdacht auf das Gesinde geworfen und wer weiß ob nicht die Unschuldigen von Haus und Hof gejagt worden wären, wenn nicht eines Tages Lieschen zu ungewöhnlicher Stunde in die Speisekammer gegangen und den Milchdieb auf der That ertappt hätte.

Und wer war nun der Milchdieb, vielleicht Hans, der Schäferjunge, der so gern saure Milch trank, oder die muntere Grete, die Stallmagd, die den Kaffee nicht mochte und immer statt desselben pure Milch genoß? Nein, keines von Beiden, — es war niemand Anders als eben Miedchen, welches Lieschen gewahr werdend, vom Banke sprang, wo es eben von einem Milchtöpfe den Rahm abgenommen und nun oben drein noch den Milchtopf auf den Boden warf, daß er in Scherben ging und die Milch auf dem Boden umherfloß.

„So, Du bist der Milchdieb, Miedchen,“ rief Lieschen zürnend, „Du bist ein recht garstiges Thier, ich mag Dich gar nicht mehr.“

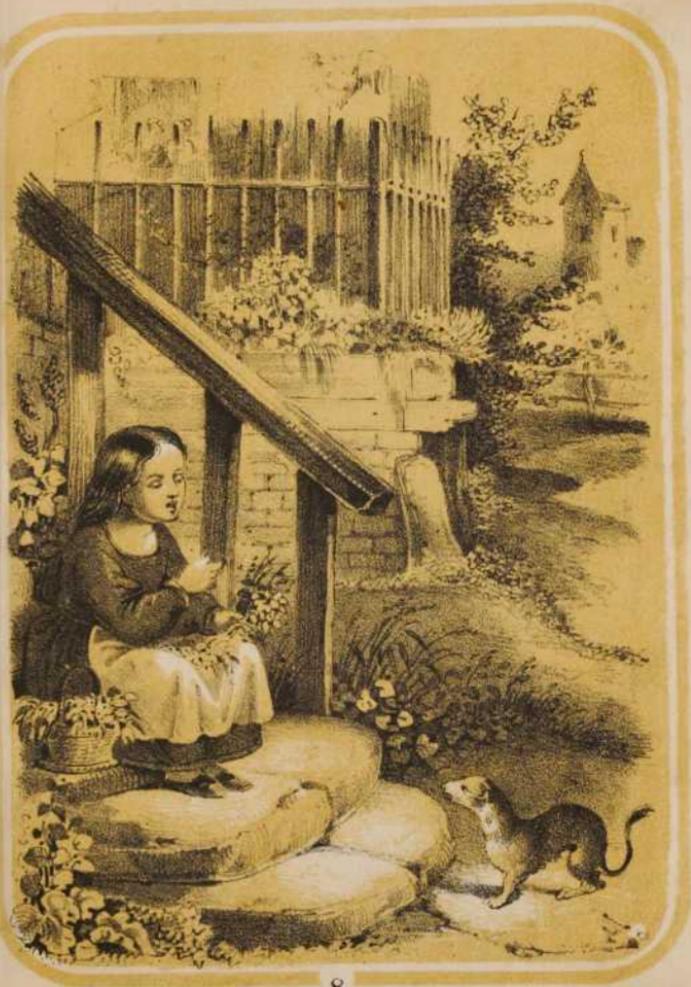
Aber Miedchen miaute so zärtlich, machte einen Buckel und schnurrte um Lieschen herum.

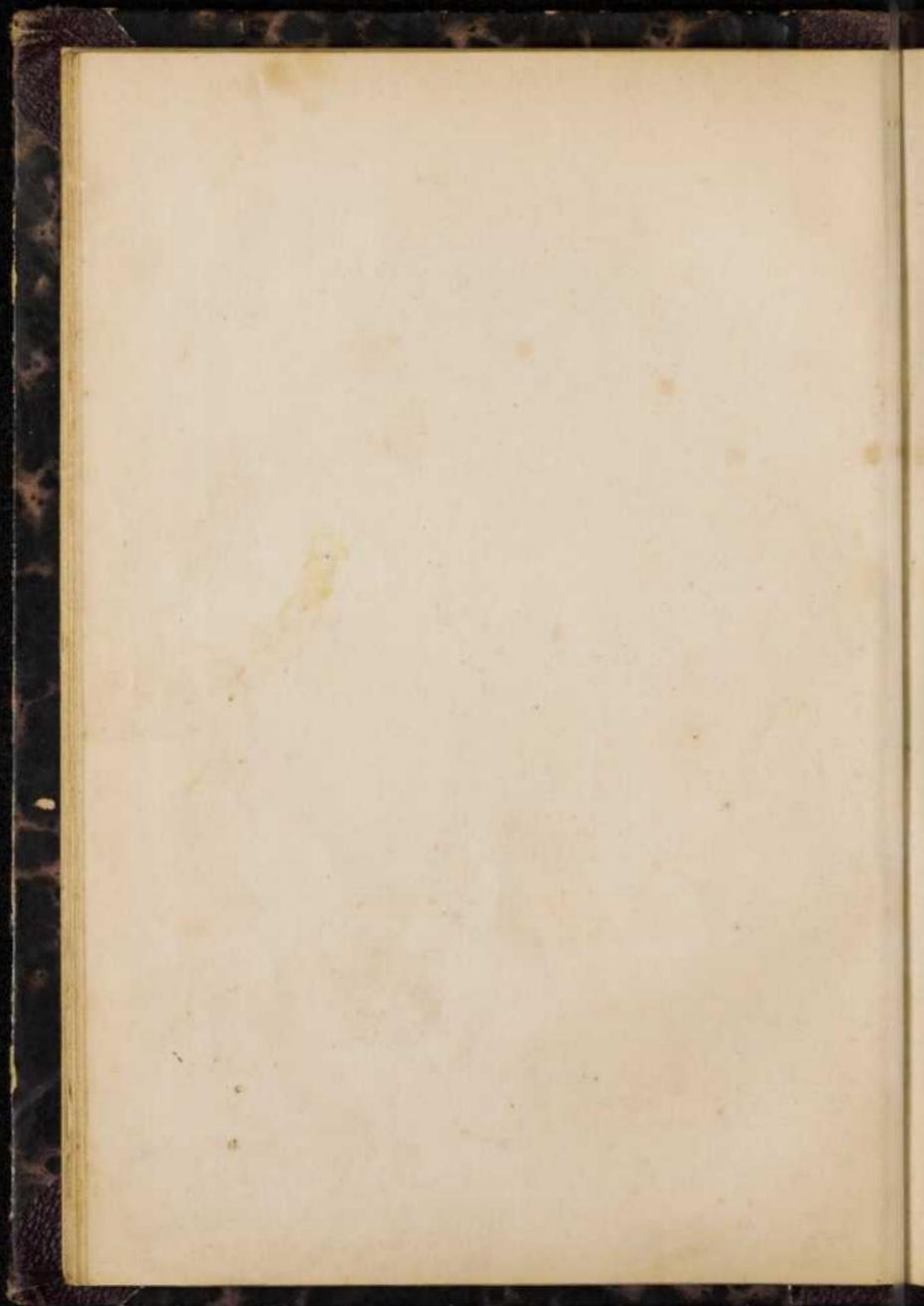
„Ja, ja Miedchen, jetzt schmeichelst Du wieder, aber es soll Dir nichts helfen, geh' gleich, Du garstiges Ding, Du, ich will Dich gar nicht mehr sehen.“

Aber Miedchen miaute auf's Neue, schlich wiederholt um Lieschen herum, gleich als ob es sagen wollte, was kann ich dafür, ich muß eben auch dem Spruche folgen: „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Zungen,“ und da Lieschen eben auch auf dies verfiel, so wurde sie wieder freundlicher, und Miedchen lieblosend, flüsterte es: „dies Mal soll Dir's noch hingehen, Miedchen, aber daß Du mir nicht wieder in die Speisekammer kommst, dafür will ich Sorge tragen,“ und wie wenn Miedchen ihre Worte verstanden hätte, glättete sich ihr Buckel und mit einem Sage war es zur Speisekammer draußen, in welche Miedchen auch nie mehr kam, da Lieschen von dieser Zeit an ein scharfes Augenmerk auf dasselbe hatte.

### Das Miesel.

Ein Miesel, das sich lange Zeit nur von Mäusen und Ratten genährt, entschloß sich einst an einem schönen Sommermorgen Umschau zu halten, ob es denn für sich nichts Anderes gäbe, als eben diese unschmackhafte Kost. Zu diesem Behufe verließ es seine Wohnung, die dasselbe in einer stattlichen Oeffnung, am Fuße einer alten Eiche,





aufgeschlagen hatte. Auf seinem Wege, der sich geraume Zeit zwischen Wiesen und anmuthig wogenden Getreidefeldern hinzog, begegnete ihm manches Feldmäuschen, dem es, seiner alten Sitte und Gewohnheit getreu, alsbald den Garauß machte, doch nach dem es ihm so sehr gelüstete, nach Eiern, jungen Vögeln und niedlichen Hühnchen, sollte ihm auf seinem Wege nichts aufstoßen. Zwar sah es hie und da ein Feldhuhn, und oft, wenn es meinte, es dürfe nur zugreifen, husch, da flog es vor seinen begehrlichen Augen in die Lüfte und dem Wiesel blieb nur das Nachsehen. Immer noch zog sich der Weg durch Getreidefelder hin und immer und immer begegneten ihm nur Feldmäuse, die es am Ende in einem Anfälle von löwenartiger Großmuth ihre Straße ziehen ließ, ohne sich nach ihnen umzusehen, immer hoffend, es werde ihm an einem so schönen und hoffnungsvollen Morgen doch noch etwas Besseres zwischen die Zähne kommen, als immer und immer wieder pure Feldmäuse. Endlich zog sein Weg an einem einzelfstehenden Hause vorbei, da wurden plötzlich seine Neuglein munterer, seine Bewegung rascher; und was war es nun wohl, was dem Wiesel auf einmal eine solche Lebendigkeit verlieh? Der Anblick einer Henne und ihrer Küchlein, die sich eben mit denselben aus dem Hofraum in das freie Feld wagte, um dort nach allerlei Körnern und Sämereien zu suchen, die für ihre Jungen Leckerbissen sein mochten. Immer rascher eilte das Wiesel vorwärts, schon glaubte es ein gar zu vorwitziges Hühnchen am Kragen packen zu können, als wie von Ungefähr der sonst gutmüthige Hauspfeifer herbeisprang und dem Wiesel

seine Hoffnungen zu Wasser machte, denn der Spitzer, so treuherzig er sonst war, verstand doch keinen Spaß, wenn seinen Angehörigen, und dazu rechnete er auch die Henne mit ihren Küchlein, Jemand zu nahe treten wollte. Verdrießlich schlich nun das Wiesel seine Straße wieder weiter, manchmal noch sehnende Blicke nach der Henne und ihren Jungen zurückwerfend. An manchen Hühnerställen und Taubenhäusern kam es vorüber, aber sie waren alle so sehr verbarrikadirt, daß man nicht daran denken durfte, auf dieselben einen Angriff zu wagen. Endlich gelangte es auf seinem Wege an eine hinter Flieder-, Haselnuß- und Schwarzdornsträuchen versteckte Wohnung, die obendrein noch mit einem Statetenzaune umgeben war, auf welchem sich eben der Haushahn behaglich dehnte und krächte. Das Wiesel machte hier Halt und betrachtete das Ganze lange mit seinen forschenden Augenlein, endlich wurde es immer nachdenklicher und schien zu überlegen, wie diese Festung wohl eingenommen werden könne, auch wurde die Einnahme für das Wiesel immer wünschenswerther, als eben eine Reihe junger Hühner gackernd auf den Statetenzaun flogen, um sich bei ihrem Hausherrn zu erkundigen, was sein Geträhe wohl zu besagen habe. Immer klarer wurde es dem Wiesel, daß hier etwas zu machen sein werde, wenn man die Sache nur klug angreife und nicht mit der Thüre in's Haus hineinfalle. Es blieb wiederum nachdenkend eine Zeit lang stille stehen, dann erhob es rasch den Kopf, wie wenn es zu einem Entschlusse gekommen wäre, setzte sich wieder in Bewegung und umging das Haus. Als es aber zur Hälfte seine Runde beendigt hatte,

machte es abermals Halt. Warum wohl? Hatte es vielleicht einen anderen Entschluß gefaßt, wollte es vielleicht in einem Anfälle von Nächstenliebe das Hühnerhaus mit seinen jungen Inzassen sich selbst und ihrer Ruhe überlassen. Ach nein, es war nur die kleine Babette, die auf der Haustreppe sitzend, eben Kirschchen abpflückte, welche das Wiesel erblickt hatte und die in seine weitere Unternehmungen störend eingriff. Das Wiesel wollte sich auch wieder aus dem Staube machen, aber Babette hatte es schon gesehen und rief ihm zu, worauf es in der Hoffnung, doch noch Etwas erhaschen zu können, umkehrte und stehen blieb.

„Da hast Du Kirschchen,“ rief Babette, und wollte dem Wiesel einige hinwerfen, das Wiesel schüttelte aber mit dem Kopfe und schnitt ein gar verdrießlich Gesicht.

„Ja, mit Ratten und Mäusen kann ich Dir nicht aufwarten,“ fuhr Babette fort, „oder,“ setzte sie hinzu, als sie sah, wie das Wiesel so sehnüchtig nach dem Hühnerhaus schielte, „oder wäre es wahr, wie die Leute sagen, daß Du auch den Eiern, Hühnern und Tauben gefährlich seist?“

Das Wiesel starcte in die Welt, wie wenn es die Frage gar nicht verstanden hätte, konnte es aber doch nicht unterlassen, seine Blicke hie und da auf den immer noch auf dem Stafetenzaune sich wiegenden stattlichen Hahn zu lenken.

„Ah, es scheint, Du möchtest gern unsern Hahn in der Nähe betrachten,“ unterbrach Babette das Stillschweigen, „warte einen Augenblick, ich will Dir Bello rufen, der soll Dir ihn zeigen.“

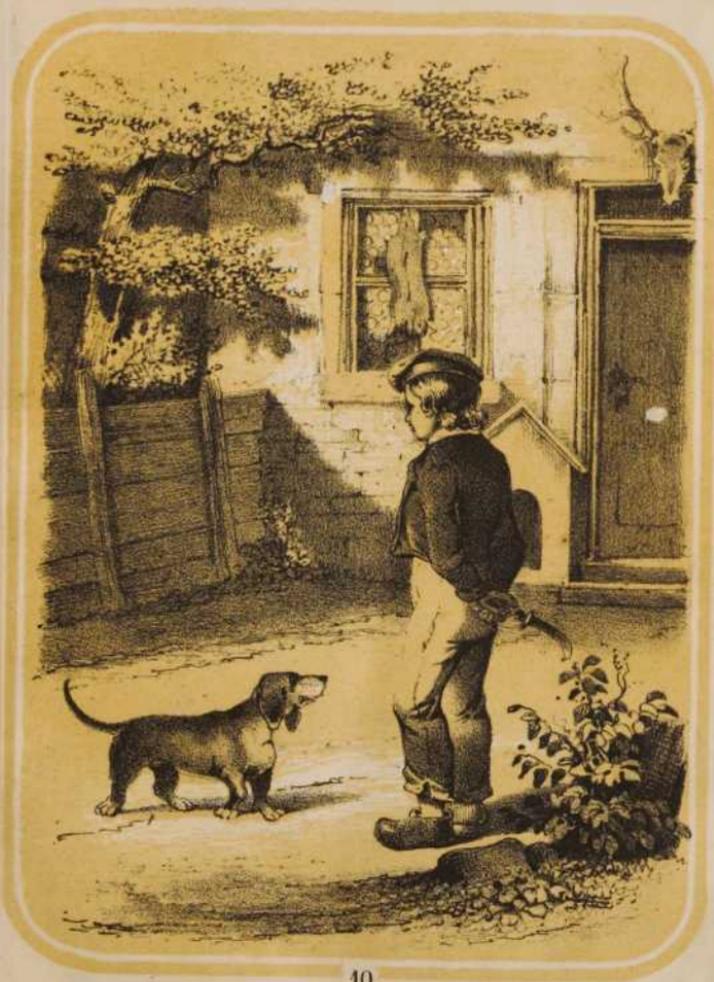
Das Wiesel zeigte aber keine Lust zu warten bis Babette ihre Worte wahr gemacht, sondern wendete sich kopfschüttelnd um, und eilte davon.

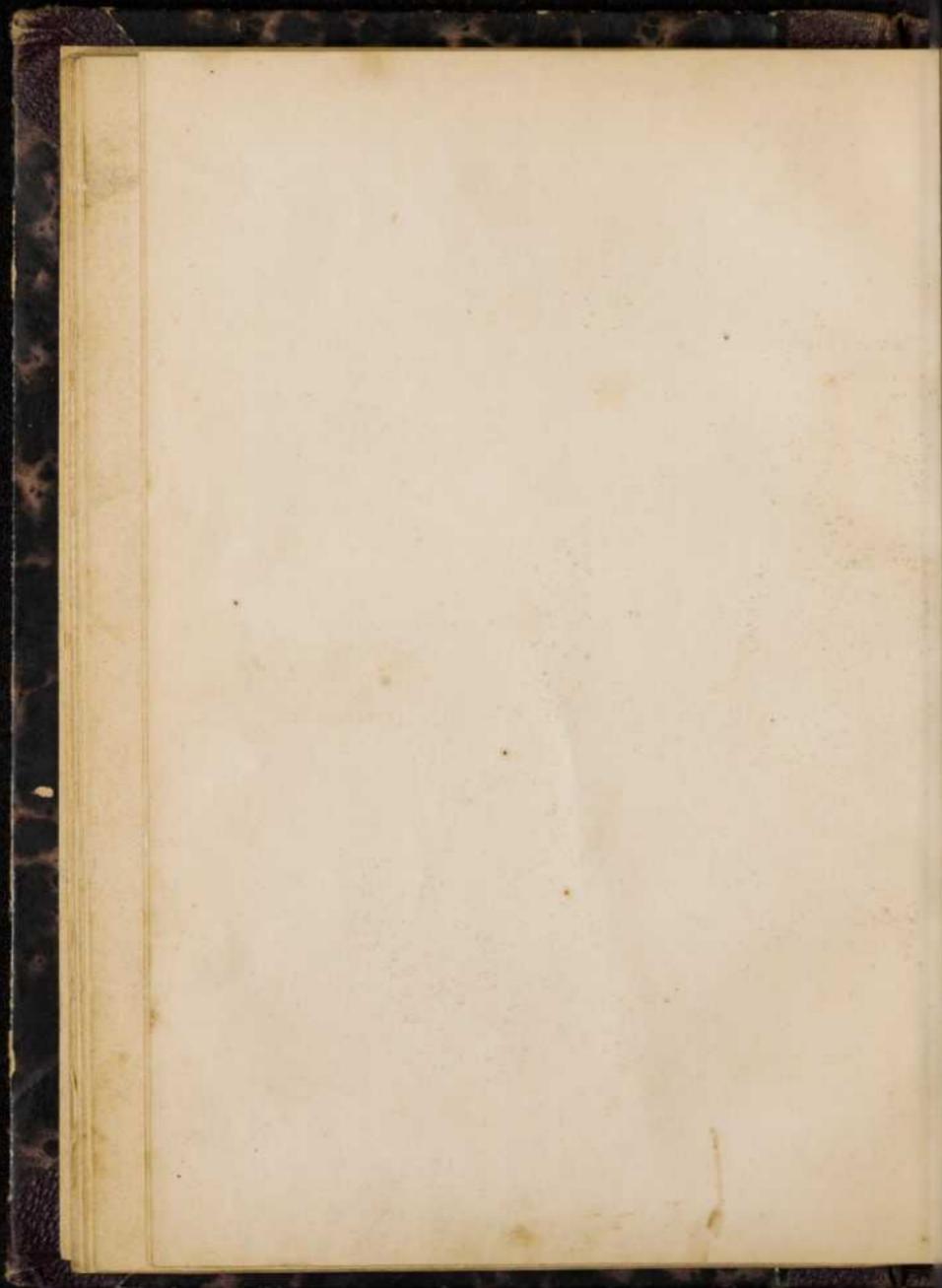
„So halte doch, Du sollst ja den Hahn zu sehen bekommen,“ rief ihm Babette noch schäckernd nach.

Das Wiesel schüttelte wiederholt seinen Kopf und eilte nur um so rascher von dannen, um so bald wie möglich aus Babetten's Nähe zu kommen, die nun lächelnd wieder Platz nahm und ihre Kirschen vollends pflückte und mit großem Behagen genoß, wobei sie nicht wenig stolz darauf war, das schlaue Wiesel so unverrichteter Dinge wieder heimgeschickt zu haben.

### Das Däckschen.

Des Waldschützen zehnjähriger Sohn, der Jakob, war eine recht ehrliche treue Seele; er machte zwar manchmal seinem Schulmeister und seiner Mutter arg zu schaffen, denn er konnte hie und da, wenn es an ihn kam, recht wild und ausgelassen sein und da fragte er dann nicht sehr viel nach des Schulmeisters Haselnußscepter, oder nach der Mutter Schelle, wenn er seine eben geflickte Hose auf einem Baume beinahe zur Hälfte hängen gelassen, oder wenn seine geballte Faust zu nahe an die grünen Scheiben der Schulstube gekommen war, so daß nur noch die Rahmen davon Zeugniß gaben, daß da noch vor wenigen Augenblicken sich Glas befunden hatte. Doch





dies waren immer nur außergewöhnliche Fälle, im Uebrigen wußte er sich bei Allen, die mit ihm zu thun hatten, beliebt zu machen. So war es vor Allem ein kleiner Dachs, den sein Vater erzogen, der ihn lieb und werth hielt und dies durch freundiges Bellen zu erkennen gab, sobald er nur Jakob sah. Daß aber Phylax sich besonders an Jakob hängte und beinahe von Niemand Anderem was wissen wollte, das kam daher, weil das Dächschen sich einst auf einem Streifzuge, den es auf eigene Faust unternommen, sich einen Dorn in sein Pfötchen getreten hatte, der ihm große Schmerzen verursachte, und von welchen ihn trotz seines Jammerns und Klagens doch Niemand im Hause zu befreien wußte, bis endlich Jakob aus der Schule kam, der beinahe mit dem gereiften Blicke eines erfahrenen Arztes sogleich wahrnahm, wo der Schaden steckte und ohne viele Umstände zu machen, den Dorn aus dem Pfötchen zog. Seit jener Zeit hing der kleine Phylax mit unendlicher Liebe an Jakob. Dieses Verhältniß zwischen Beiden sollte sich aber bald noch inniger gestalten. Es war nämlich auch einmal wieder der Winter mit aller Strenge eines unumschränkten Potentaten aufgetreten und hatte die plätschernden und plaudernden Wellen eines Waldbaches, die sich stets was zu erzählen hatten, in Fesseln geschlagen, ja sogar die stillen Bogen des Waldteiches, waren dem strengen Gebieter noch zu ungebunden und mußten in Eisen geschlagen werden. Wenn nun auch die Wasser darüber klagten und stöhnten, die muntere Jugend war doch voller Frohlocken hierüber, denn nun wurden die verrosteten Schlittschuhe hervorgeholt, blank

geputzt, und unter Lachen und Scherzen auf's Eis getragen, wo man sich dann herumtummelte bis die scheidende Sonne die liebe Jugend nach Hause verwies. Nicht allen Knaben ging es nun gerade so gut, daß sie sich Schlittschuhe an die Füße schnallen konnten, diese, zu denen sich auch Jakob rechnete, beschränkten ihr Vergnügen darauf, Schleifen auf dem gefrorenen Teiche anzulegen und da führen sie denn in langen Reihen den Teich hinab. An einem neblichten trüben Tag, wo Jakob auf dem Rückwege von der Stadt an dem Teiche vorüber mußte, juckte es ihn gewaltig in den Gliedern auf das Eis zu gehen und die Schleife ein paar Mal zu probiren, ob sie noch in dem guten Stande sei, wie sie vor ein paar Tagen gewesen. Kaum war ihm die Lust im Herzen erwacht, als er derselben auch Gehör gab, und rasch auf das Eis springend ein paar Mal auf und ab fuhr. Es wäre nun wohl genug gewesen, denn er hatte sich schon überzeugen können, daß Alles noch war wie es gewesen, aber nein, das Schleifen machte sich gar zu hübsch, es mußte noch mehrere Mal probirt werden — aber da frachte es auf ein Mal und Jakob war verschwunden. Niemand war in der Nähe, der ihn hätte unter dem Eise vorziehen können, kein Mensch, aber gleichwohl ein lebendes Wesen, Phylax, der sein steter Begleiter gewesen, war ihm auch heute zur Stadt gefolgt, hatte seinen Übungen auf dem Eise angewohnt und als das Eis mit Jakob gebrochen, hatte es nur eines Sprunges von seiner Seite bedurft, um no. 2 ein Stück seiner Hoje zu erhaschen, diese hielt Phylax fest, und 3. erte nun so lange an derselben, bis er Jakob

unter dem Eise vorgezogen, der nun seinerseits wieder den Kopf über das Eis emporrichten und sich aus demselben herauszuschaffen vermochte. Seit diesem Tage war die Freundschaft zwischen Phylax und Jakob noch eine innigere geworden, ja Jakob glaubte sich nie von seinem Freunde Phylax trennen zu dürfen. Er hätte gerne mit seinem Dächschen einen Freundschaftsbund für das Leben geschlossen, wenn er nur nicht armer Leute Kind gewesen und selbstbestimmend hätte handeln können, wie das Söhnchen mancher reichen Leute, so aber mußte er es geschehen lassen, daß das Dächschen, das mit der Zeit nicht aus der Art schlug, sondern zu einem tüchtigen Dachshunde heranwuchs, die Aufmerksamkeit des Försters auf sich zog und in dessen Besitz es überging, weil eben der Waldschütze, sein Vater, dem Wunsche desselben nicht zuwider handeln konnte.

So schlug denn die Trennungsstunde, die für Beide sehr schmerzlich war, aber was konnten sie machen, sie mußten sich eben fügen. Phylax kam in die Försterwohnung und Jakob blieb bei seinen Eltern in der Waldhütte. Doch, wenn Jakob die Gehäge am Parke zurecht richtete, wo es nicht selten geschah, daß er in die Nähe der Försterwohnung kam, da eilte Phylax mit freudigem Gekläffe auf Jakob zu, und dieser konnte dann wohl aus den verschiedenen Tönen des Hundes merken, daß er ihn immer noch lieb habe und daß er ihn nie vergessen werde, obwohl er es ihm Hause recht gut habe und dann lächelte Jakob und flüsterte Phylax mit vielsagendem Blicke zu, daß nun die Zeit bald komme, wo er als Jägerbursche in die Försterwohnung ziehen und sie dann für immer

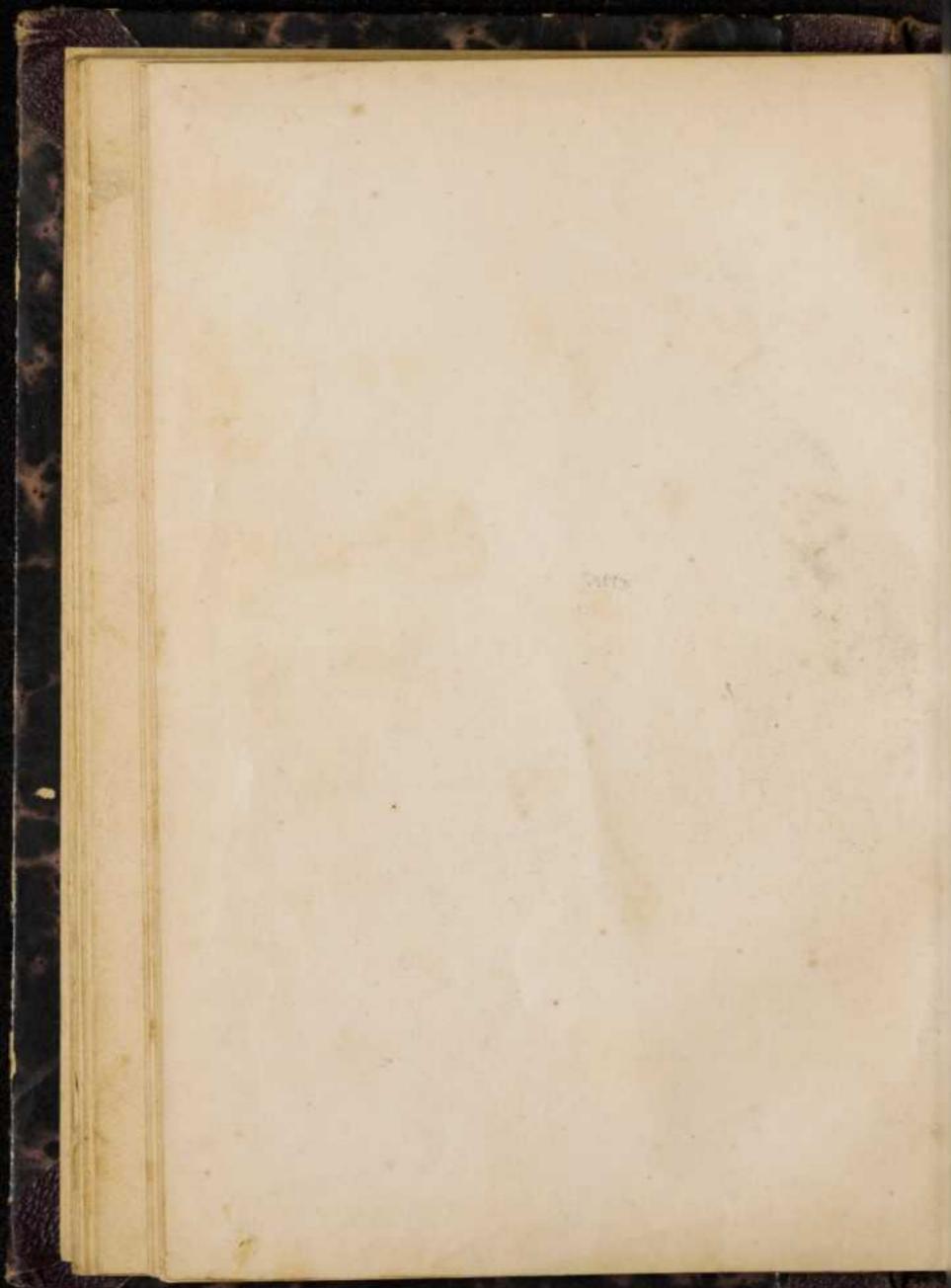
beisammen sein werden, und wie wenn Phylax Jakobs Worte verstände, sprang dann dieser alle Mal um Jakob herum, bellte laut und wedelte ganz vergnügt mit seinem Schweife und so trennten sich die Beiden stets heiter, weil sie die Hoffnung baldigen Wiedersehens in ihre Wohnungen begleitete.

---

### Das Schäschen.

Lilli, das kleine Töchterchen einer wohlhabenden Wittve, war ein artiges, liebes Mädchen, das seine Freude darin fand, tüchtig zu lernen und seiner Mutter stets gehorsam zu sein. Das Mädchen war darum überall, wohin es kam, sehr wohl gelitten und wurde im Dorfe gern von den übrigen Eltern ihren Kindern als Muster vorgestellt. Alles dies machte sie aber nicht im geringsten eitel, nicht einmal daß sie an Sonn- und Werktagen gewöhnlich besser gekleidet war, als die übrigen Kinder, denn seine Mutter hatte ihm schon sehr frühe einen ächten demüthigen Sinn eingepflanzt, der nicht allein Kindern, sondern auch Erwachsenen stets zur Zierde gereicht. Ja, Lilli hatte schon oft ihre Mutter gebeten, wenn diese ihr ein hübsches neues Kleid gemacht, Christinen, ihrer Gespielin, dem Kinde einer armen Tagelöhners Wittve, auch ein solches Kleid zu nähen und die Mutter hatte nicht selten dem mildthätigen Sinne ihres Töchterchens lächelnd Folge geleistet. Aber Christine verdiente auch diese Fürsprache, weil sie gleich





Villi ihrer Mutter durch Gehorsam und ihrem Lehrer durch Fleiß große Freude machte. Bekam Villi eine neue Puppe, so war es gerade, als ob sie Christine bekommen hätte, denn heute war die Puppe bei Villi zu Gast und morgen bei Christinen. Beide Mädchen waren stets eines Herzens und eines Sinnes und geriethen nie unter einander in Streit, weil jedes dem anderen zu Gefallen lebte, was unter kleinen Mädchen, auch wenn sie sogar Geschwister sind, leider nicht immer der Fall sein soll. Einst gingen die beiden Mädchen Hand in Hand auf die eben in frischem Grüne prangende Wiese, um dort Veilchen zu suchen, da fanden sie am Rande der Wiese, den ein Gehäge bekränzte, ein Lämmchen, das sich in den Dornen so verstrickt hatte, daß es sich nicht mehr von ihnen losmachen konnte und deshalb kläglich blöckte. Die beiden Mädchen eilten auf das Lämmchen zu, Christine, die schon oft Wolle reinigen hatte mußten, entwirrte mit ihren geschickten Fingern das Lämmchen von den Dornen, und als sich das Lämmchen frei sah, blöckte es freudig und folgte den beiden Kindern ohne Zögern nach Hause. Da jedoch Christine keinen Raum in ihrer kleinen Hütte für das Lämmchen hatte, so brachten sie es zu Villi's Mutter, der sie erzählten, wie sie zu demselben gekommen und die nun demselben im Kuhstalle ein Plätzchen einräumen ließ. So besaßen nun die beiden Mädchen ein schönes Lamm, das sie auf ihren Spaziergängen begleitete, oft aber auch, wenn die Mädchen in der Schule oder mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren, allein in einem kleinen Raume vor dem Kuhstalle weidete. Eines Tages, während Villi emsig wieder an ihren

Schulaufgaben arbeitete und Christine für ihre Mutter Holz sammelte, kam ein starker Gewitterregen. Lilli sprang rasch zum Fenster, um nach dem Lämmchen zu sehen, dieses aber stand geduldig im Freien und ließ die Ströme Wasser über sich herabgießen ohne auch nur einen Klage-laut von sich zu geben.

„Ach sieh doch, Mutter!“ rief Lilli, „wie das dumme Ding dasteht und sich nicht rührt, während Alles vor dem Regen Schutz sucht. Ich will hinunter und den Stall aufmachen.“

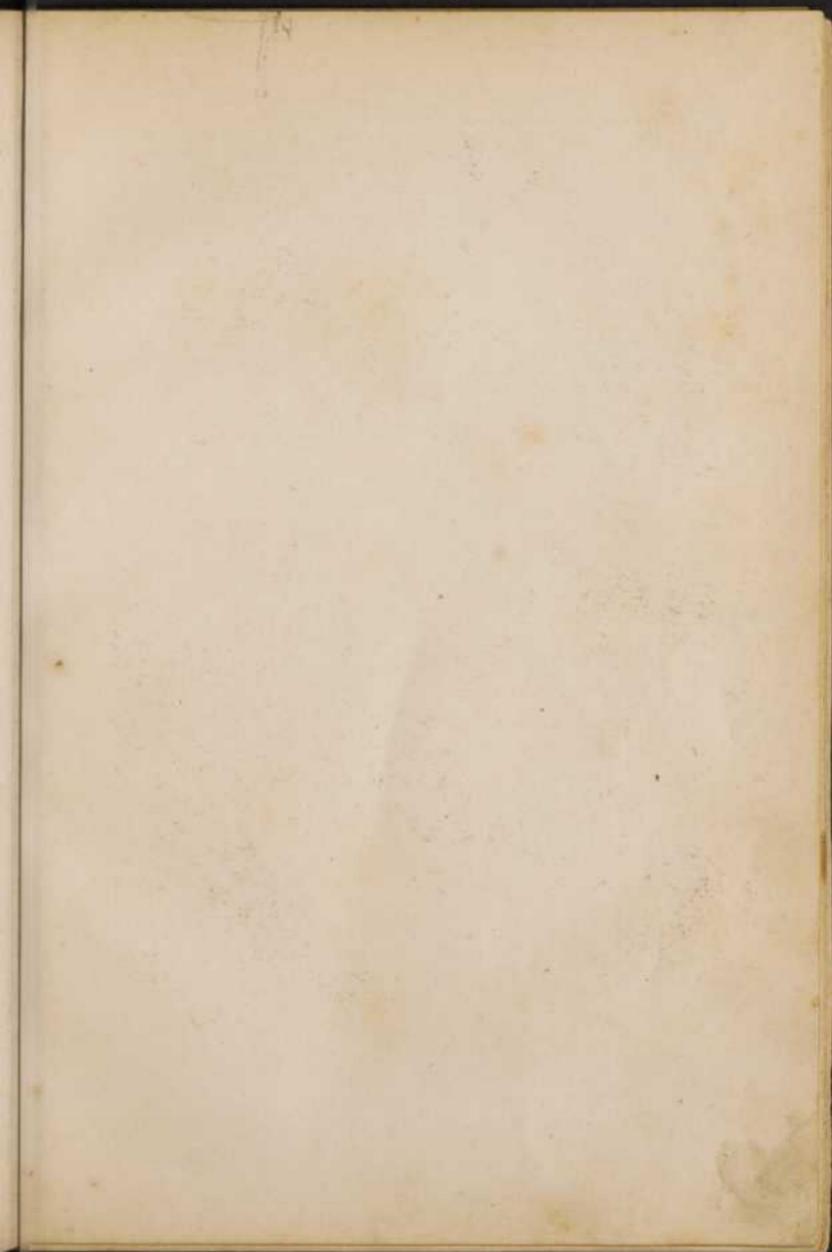
„Ja geh' Lilli, und bringe das unschuldige Lamm in den Stall, komm aber dann wieder zu mir, ich habe Dir noch was zu sagen.“

Lilli eilte jetzt hinab, öffnete den Stall und lockte dem Lämmchen, das blöckend herbeihüpfte, „aber warum bleibst Du denn im Regen stehen, Du bist ja ganz naß geworden,“ fragte Lilli das Lämmchen.

Das Lämmchen blickte Lilli treuherzig an, wie wenn es sagen wollte, „ich glaubte eben, es müsse so sein und wollte nicht ungehorsam sein.“

„Du bist doch wohl ein recht unschuldiges Thier wie die Mutter meint,“ lächelte Lilli, schloß den Stall und eilte zur Mutter, weil diese ihr noch etwas sagen wollte.

„Sieh Lilli,“ begann die Mutter, als diese in's Zimmer trat, „Du hast vorhin Dein Lamm ein dummes Ding gescholten, weil es vor dem Regen nicht aus freien Stücken Schutz suchte; aber sieh, wenn dieses Lamm hier ohne Murren und Klagen die Ströme Regen über sich





ergießen ließ, weil es meinte, es müsse so sein, da der Regen von Oben kommt, so sollen auch wir ohne Murren und Klagen, das über uns ergehen lassen, was unser lieber Vater im Himmel für gut findet über uns zu verhängen. Darum, meine liebe Lilli, suche Du immer dem Lamme zu gleichen, denn Du weißt ja wohl, daß sich unser lieber Heiland selbst mit einem Lamme vergleicht.“

„Nicht wahr Mutter, wo der liebe Heiland sagt: „ich bin das Lamm, das der Welt Sünden trägt.“

„Ja, mein Kind.“

„Nun, ich will stets meinem Lämmchen gleichen und Christine gewiß auch.“

„Dann, meine Kinder, wird es Euch hier schon und gewiß im Himmel wohl ergehen.“

### Die Schwalbe.

Der Winter hatte einmal wieder tüchtig gehaust, die Bäume waren unter seiner Herrschaft geborsten, die Vögel in den Lüften erfroren, und Marie, die arme, neunjährige Marie, hatte beim Holz sammeln, um die Strohhütte zu erwärmen, wo sie mit ihrem Mütterchen lebte, manche Thräne vergossen, die ihr der Schmerz verursachte, der durch den harten Mann in ihren Händen und Füßen, die sie nicht gegen ihn zu schützen im Stande gewesen, hervorgerufen wurden. Das Jahr war schon ziemlich vorangeschritten, Januar und Februar hatten ihr Muth-

chen nach Herzenslust fühlen können und schon hatte der März seinen Reigen begonnen, aber immer noch blies der gestrenge Nordwind, der Alles in Fesseln schlug und dabei doch wieder so artige Blumen an die Fenster malte, die zwar an vielen ebenso rasch wieder vergingen als sie entstanden waren, in Marie's Stube jedoch von Tag zu Tag üppiger fortwucherten, so daß die liebe Sonne kaum mehr im Stande war einen Strahl ihres Lichtes in die Stube zu senden und Mutter und Kind doch wenigstens damit zu trösten, daß sie eigentlich immer noch da sei, und am Ende diesen strengen Herrn Gevatter, den Winter, doch noch besänftigen und wieder dahin schicken werde, wohin er eigentlich gehöre. Aber dieses Ende wollte eben immer noch nicht kommen, und das Holz fand sich immer sparsamer, so daß Mutter und Kind oft am Ofen vor Kälte zusammenschauerten und ihre Arbeiten in den Schooß fallen lassen mußten, weil der Frost ihre Finger wieder gesteift hatte und doch mußten die Armen von ihrer Hände Arbeit ihre täglichen Bedürfnisse befriedigen. Und nun sollte Marie in ihrem fadenscheinigen rothen Röckchen mit ihren vor Frost zitternden Gliedern hinaus in den Wald, um nur etwas Reis und dürres Holz zu bekommen, damit man doch ein kleines Feuer anmachen konnte, um die Wasserjuppe und die letzten paar Kartoffeln kochen zu können, die sich in der armen Hütte vorfanden. Schon war es März geworden, aber immer noch war die Natur wie erstorben, immer noch war sie in den weichen, weißen Mantel gehüllt, unter welchem die Samen einem fröhlichen Auferstehen entgegen schlummerten, ja diese waren geborgen,

während mit Marie und ihrer Mutter noch viele unter der grimmigen Kälte gar sehr zu leiden hatten.

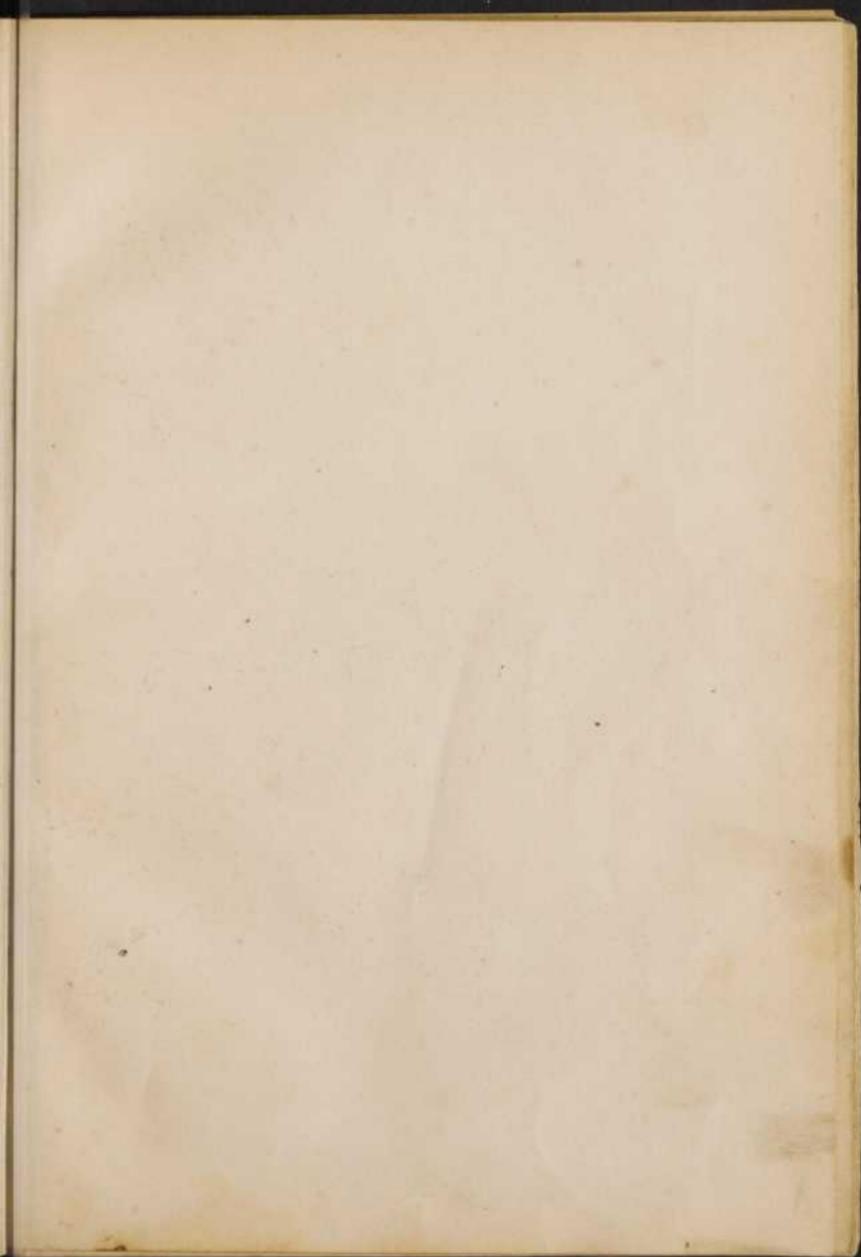
Da schien endlich das Ende dieser strengen Herrschaft kommen zu wollen, über Nacht war das phantastische Gebüsch und Laubwerk an Marien's Fenster verschwunden, ein leichter Regen hatte sie verwischt und nun hätte die liebe Sonne ganz gemüthlich in die Stube schauen können, wenn sie nicht einen dichten Wolkenschleier vorgezogen hätte. Woche um Woche verging und immer noch trug sie diesen dichten Schleier, da lichtete sich endlich nach langem Harren auch dieser und nun schien es, als wollte der Lenz in Berg und Thal seinen Einzug halten, und als endlich eines Tags Marie mit ihrem Strickstrumpfe unter der Thüre ihrer Hütte stand und die Schwalbe herbeisliegen sah, die schon seit Jahren ihr Nest unter ihrem friedlichen Dache aufgeschlagen hatte, da jubelte das Kind dem Schwälbchen ihren freundlichen Willkomm entgegen und eilte dann zur Mutter, um dieser die frohe Mähre zu verkünden. Die Mutter lächelte zwar auch über die Freude ihres Mädchens, warnte aber doch Marie, nicht allzu sehr zu frohlocken, „denn,“ sagte sie, „bedenke wohl, mein Kind, eine Schwalbe macht noch immer keinen Sommer.“

Marie wollte zwar diese Zweifel nicht recht begreifen, aber bald zeigte es sich, daß die Mutter nicht so unrecht gehabt, denn noch einmal wurde der Lenz aus dem stillen Thale vertrieben und abermals hielt der Winter seinen Einzug. Das arme Schwälbchen, das sich in der Zeit so sehr getäuscht hatte, wäre zu Grunde gegangen, wenn nicht Marie das Thierchen in die Stube genommen, wo

es dann oft auf der Ofenbank alles Mögliche Marien in traurigem Tone vorpiepte.

Das Schwälbchen wollte ihm wahrscheinlich von seiner Reise über Land und Meer erzählen, wollte ihm sagen, wie es dort weit, ach weit von dieser Hütte einen schönen prächtigen Baum gebe, der gar nicht so aussehe wie die um Marien's Hütte, sondern auf einem schlanken hohen Stamme einen Büschel breiter schöner Blätter trage, in deren Schatten es sich ein behagliches Nestchen gebaut und aus deren Achseln schöne Blumen entsprossen, um die dann eine Menge Insekten schwärmten, so daß es ohne viele Mühe sich und seinen Jungen immer eine reiche Mahlzeit erjagen könne. Dies und manches Andere wollte das Schwälbchen vielleicht Marien erzählen, wenn es ihm während der wiedergekehrten traurigen kalten Tage oft stundenlang vorpiepte, und Marie, die ein gutes Herz und ein feines Verständniß für Klagen hatte, mochte das Vögelchen wohl verstehen, denn sie suchte dann immer eine Menge Insekten zu fangen, um sie dem Schwälbchen zur Mahlzeit vorzulegen.

Endlich aber mußte der garstige Winter weichen und eines Tages waren sämmtliche Schwalben zum heimischen Dorfe zurückgekehrt und nun öffnete auch Marie ihr Fenster und das Schwälbchen nahm nun auf's Neue von seinem Neste Besitz. Marie merkte sich aber von jener Zeit an, daß eine Schwalbe nicht immer den Sommer mache.





## Die Krähen.

Es war wieder einmal Winter geworden und das zwar tüchtig, denn wohin man auch das Auge wenden mochte, überall erblickte man nur mit Schnee bedeckte Felder und immer noch schüttelte der greise Mann seinen Bart und immer noch fielen auf's Neue der Schneeflocken in Menge herab auf die im tiefen Schlummer liegende Mutter Natur. Anna, des Pächters einzige Tochter, feierte um diese Zeit gewöhnlich den Tag ihrer Geburt und das war nun schon neun Mal der Fall gewesen und da das liebe Kind gern thätig war, so hatte man ihr an ihrem neunten Geburtstag die Aufsicht über den Hühnerhof übertragen. Das machte nun dem wirthlichen Kinde keine geringe Freude. Aber die kleine Anna war nicht nur ein wirthliches Mädchen, nein sie war auch höchst mildthätig, schon als kleines Kind hatte sich dieser so schöne Sinn in dem Kinde zu erkennen gegeben, denn sie wollte nie eine Freude allein genießen. Erhielt sie von ihren Eltern irgend etwas zum Geschenke, so theilte sie es unter ihren Geschwistern oder ihre übrigen kleinen Gespielen aus, und wenn diese eine recht große Freude darüber bezeugten, dann war die kleine Anna ganz selig vor Vergnügen und klatschte lächelnd mit den kleinen Händchen. Diesen mildthätigen Sinn des Kindes hegten und pflegten die Eltern und so wuchs er denn mit Anna heran und als sie daher Aufseherin über den Hühnerhof geworden, durften die übrigen gesiederten Bewohner der Lüste hoffen, daß auch

für sie nicht selten der Tisch gedeckt sein werde, wenn Mutter Natur denselben vielleicht gar zu spärlich besetzt hatte, was so ziemlich alle Jahr ein Mal zu Winterszeit einzutreffen pflegte. Um diese Zeit eilen diese besiederten Springinsfeld in die Nähe der menschlichen Wohnungen, um dort vielleicht ihre nothdürftige Nahrung zu erhalten, aber nicht überall finden sie barmherzige Annas, die ihnen Speise vorsetzte. An vielen Wohnungen klopfen sie vergeblich an, ja nicht selten erhalten sie harte Steine statt der Brotsamen, die in den Wohnungen der Menschen vom Tische fallen, da hatten es nun freilich die Krähen besser, die sich um Anna's Wohnung geschaart hatten, sie brauchten nicht ein Mal anzuklopfen, denn schon am ersten Morgen, als Anna von der Mutter das Körbchen mit Gerste und Wicke gefüllt erhielt, um den Hühnern das Futter zu bringen, lud sie die Krähen, die sich in der Nähe des Hühnerhofs niedergelassen, ein, an dem Mahle der Hühner Theil zu nehmen. Zwar sahen dies einige Hennen nicht gerne und auch der Hausherr, der junge majestätische Hahn, nahm es gewaltig übel, daß diese schwarzen Gesellen zu Gäste geladen wurden. Diese selbst aber folgten der Einladung und kümmerten sich um das Geschrei und Gezänke der Hühner wenig oder gar nichts, sondern ließen sich die Gersten- und Wickenkörner trefflich schmecken. Wie heute, so wurden die Krähen jeden Morgen zu Tische geladen und jeden Morgen vergaßen sie nicht, sich zahlreich einzustellen. Zwar wiederholte sich das neidische Gezänke immer wieder. Mit der Zeit lernten sich aber die Hühner mit ihren Gästen vertragen, da sie nachgerade zu der

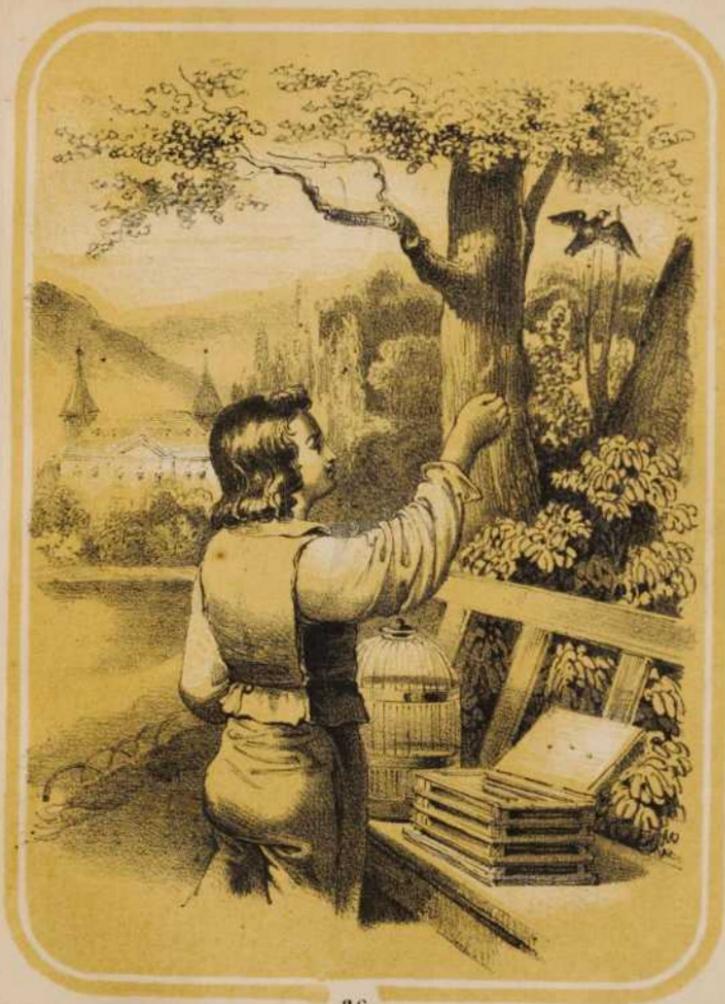
Einsicht gekommen waren, daß ihr Getreische sie doch nichts nütze, sondern sie nur um die besten Gersten- und Wickenkörner bringe, welche die Krähen gemüthlich aufzehrten, während sie sich ganz umsonst vereiferten. Aber die Krähen hatten ihrerseits Anna lieb gewonnen, die sie bis jetzt so liebevoll vor Hunger zu bewahren suchte, sie umflogen sie zärtlich, setzten sich ihr auf die Schulter, schwaigten ihr allerhand komisches Zeug in die Ohren, erzählten ihr von den Tänzen, die sie jüngst zum großen Ergötzen des Hofhundes auf dem Dunghaufen ausgeführt, wobei eine sich den Fuß übertreten und beinahe in die Zauche gefallen wäre und dergleichen mehr, flogen dann wiederum auf den Zaun und winkten von da mit ihren Flügeln Nennchen ihren Abschiedsgruß zu, wenn diese mit leerem Körbchen wieder den Hühnerhof verließ. Aber einst versammelten sich die Krähen zur ungewöhnlichen Stunde im Hühnerhofe und erhoben ein großes Getreische, so daß Anna eiligst herbeisprang um zu sehen was sich ereignet. Die Krähen umschwirrten ihr den Kopf und schienen ihr Wichtiges mittheilen zu wollen, da flogen sie immer wieder gegen eine viereckige Oeffnung oberhalb des Hühnerhauses hin, in deren Nähe sie ihre Stimmen noch zu steigern suchten. Endlich schien Nennchen ihr Getreische zu verstehen, sie rief den Stallknecht herbei, der das Loch untersuchte. Und siehe da, es hatte sich dort ein Marder eingeschlichen, der nichts Gutes im Schilde zu führen schien. Nennchen war erfreut über die Dankbarkeit der Krähen, aber auch die Hühner schloßen mit diesen schwarzen Gefellen von jener Zeit an Frieden, denn sie ahnten wahr-

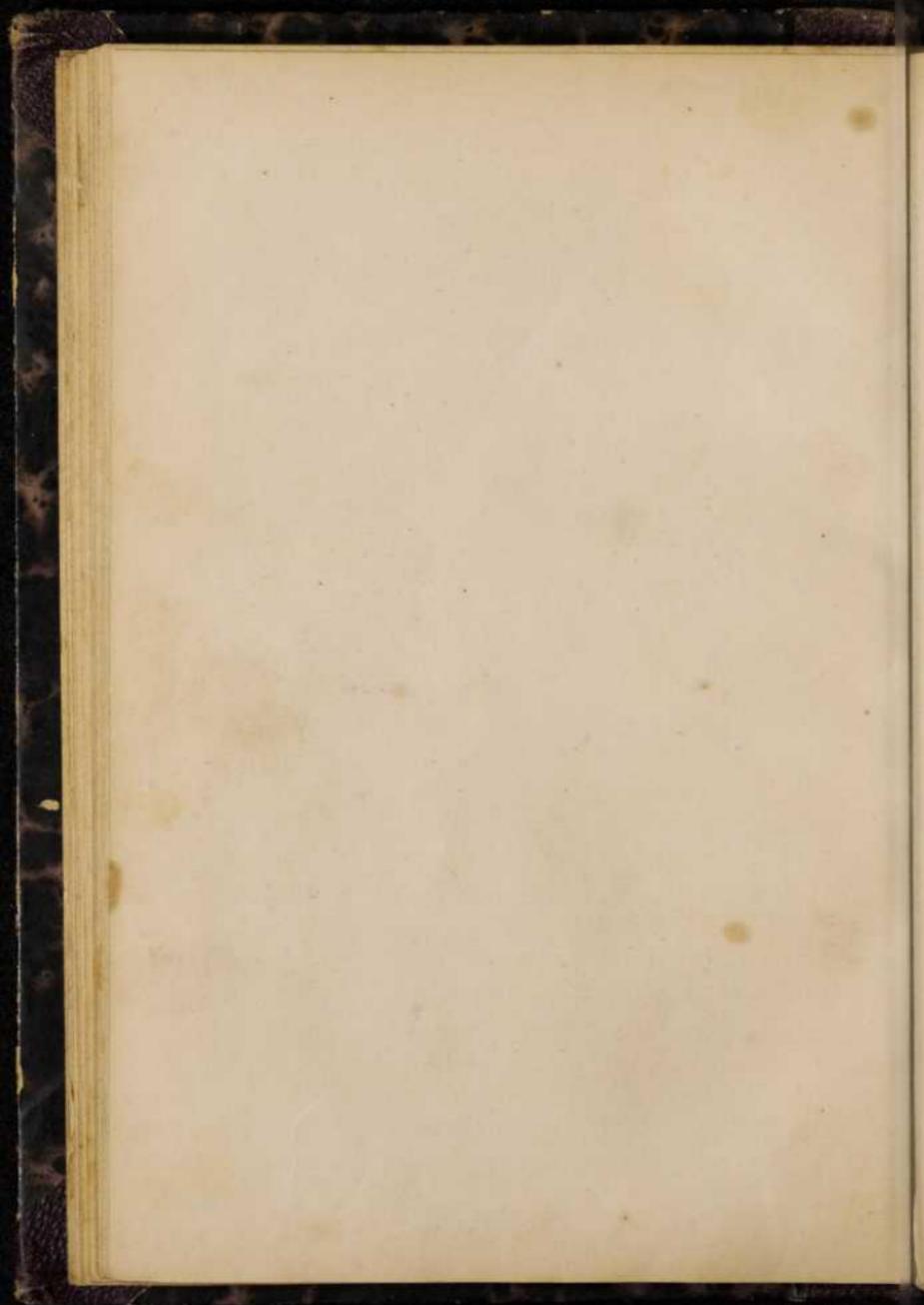
scheinlich, welcher Gefahr sie durch die Aufmerksamkeit der Krähen entronnen waren, und jetzt geschah es sogar, daß der stolze Hahn es selbst nicht verschmähte, einer jungen vorwizigen Krähe seine gefundenen Körner zum Schmause vorzulegen.

### Die Meise.

Wer von Euch meine jungen Freunde kennt wohl nicht die artigen Vögelein mit ihren schwarzen Köpfen, ihren olivengrünen Kehlen und ihren stahlgrauen Rücken und Schwingen, die keine Minute ruhig auf einem Zweige sitzen können und das Piek, Piek in allen Variationen und Modulationen hören lassen. Ihr lächelt und rufet: das sind die Meisen, ja freilich sind's die Meisen und besonders die Kohlmeisen, die man wegen ihres kohlrabenschwarzen Köpfchens so nennt.

Gärtner's Fritz kannte diese Vögelein auch recht wohl, und weil er sie kannte und ihres possierlichen Treibens und Wesens wegen recht lieb hatte, so hegte er den Wunsch, auch in seinem neuen Käfig, den er von seiner Tante zum Geburtstage erhalten hatte, eine solche Meise zu bekommen. Aber wie eine fangen, das war die Frage, denn die Meisen sind keine großen Freunde von Käfigen, da sie die Freiheit sehr lieben, zum Glücke sind es aber sehr vorwizige und lüsterne Vögel, die alles Neue begaffen müssen und vor Allem meinen, ohne süße Nußkerne kaum





leben zu können. Auf diese beiden Eigenschaften dieser munteren Vögel baute Fritz seinen Plan und führte ihn auch aus. Er fertigte sich nämlich einen Meisenschlag, zu welchem Zwecke er ein viereckiges Brettchen nahm, das er an seinen vier Ecken durchbohrte, durch die er Schnüre zog und nun schnitt er Pfähle in dünne Streifen, denen er die Größe der vier Seiten des Brettchens gab, durchbohrte sie ebenfalls an ihren Enden und zog die Schnüre durch diese Löcher. Als er nun so viel an einander gereiht, daß sich ungefähr eine Schichte von der Höhe eines halben Fußes auf jeder Seite gebildet hatte, schloß er die Schnüre mit einem Knopfe und ließ die beiden Schnurenden der einen Seite noch durch ein Brettchen gehen, so daß dieses sich um diese Schnurenden, wie um ein Charnier drehen konnte. In der Mitte des unteren Brettchens hatte er ebenfalls ein Loch gebohrt, in das er ein Pföstchen steckte, das die Höhe der Pfahlschichte nicht ganz erreichte, auf dieses legte er ein gabelförmiges Reis, an dessen Enden er Nußkerne befestigte. So weit gekommen, brachte er seinen Meisenschlag auf einen im Garten befindlichen alten Birnbaum, stellte auf das gabelförmige Reis ein anderes Pföstchen, an welches sich der Deckel des Schlages lehnte und nun war der Schlag in Ordnung.

Raum hatte er sich vom Birnbaum entfernt, als schon einige Meisen herbeigeslogen kamen, um zu sehen, was da für ein sonderbares Ding auf dem Baume stehe. Immer näher kamen sie dem Schlage und alle Augenblicke ließen sie das Pick, Pick hören, wie wenn sie sich das Geschehene erzählen wollten. Eine der vorwichtigsten

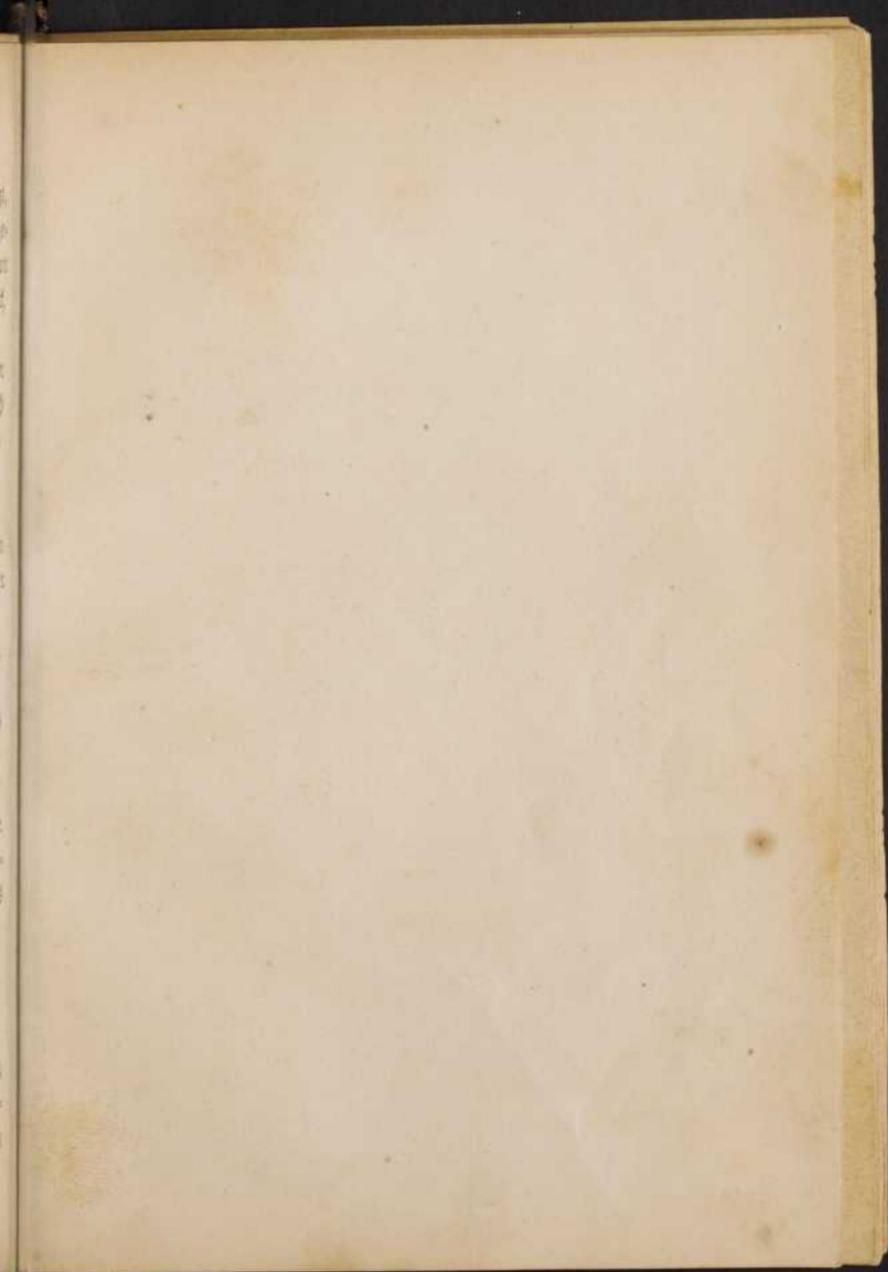
hatte sich endlich so nahe an den Schlag heran gewagt, daß sie die Nußkerne, die an dem Gabelreife steckten, gewahr wurde. Sie hüpfte bald da, bald dorthin, verlor aber die Nußkerne nicht aus dem Auge, und ihr Pid, Pid, das alle Augenblicke ertönte, schien zu sagen:

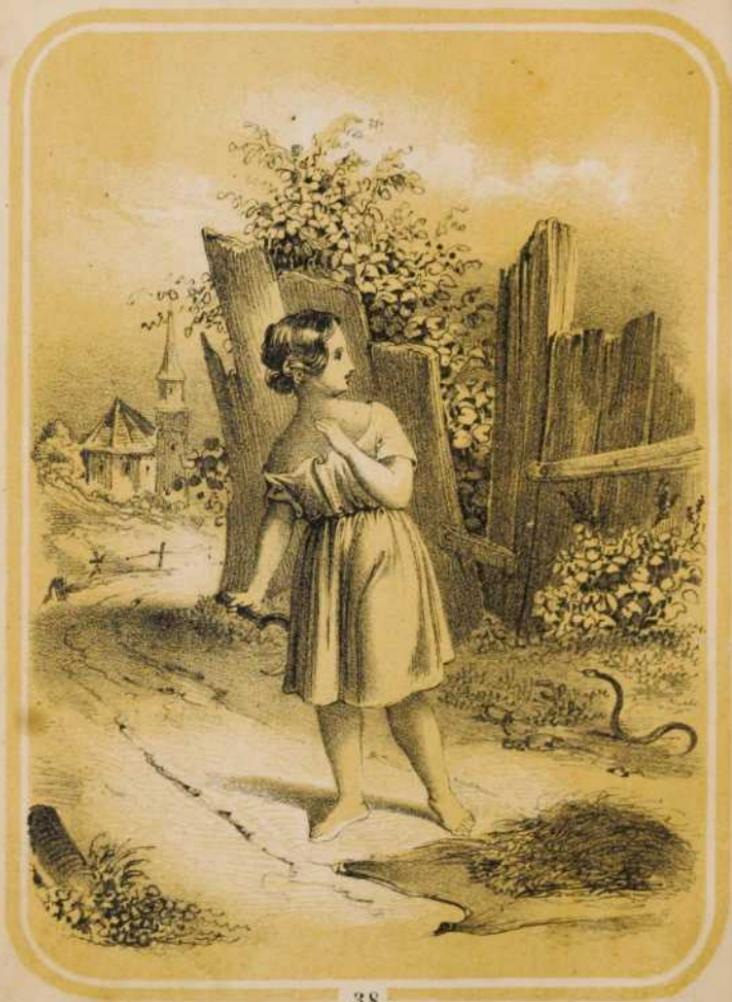
„Ach, liebster Fritz, die Nußkerne da sind so gar lieblich, ich möchte sie wohl haben, aber ich fürchte mich vor dem sonderbaren Dinge da. So was hab' ich noch gar nicht gesehen — das könnte mir vielleicht schaden — mich am Ende gefangen nehmen.“

Aber der Fritz, der Schelm, lächelte nur zu dem traulichen Pid, Pid, das die muntere und immer lüfterner werdende Meise hören ließ.

Endlich konnte sie es nicht mehr über sich bringen, die Nußkerne stachen ihr gar zu lieblich in die Augen, sie mußte sie kosten, klaps fiel der Schlag zu und das lüfterne Meisichen war gefangen.

Fritz, der dem Vorgange zugeesehen, stieg sogleich auf den Baum und nahm den Schlag herab. Der Meise war an diesem fremden und unbehaglichen Orte alle Munterkeit entschwunden, sie hatte sich in eine Ecke des Schlages geduckt und harrte mit Aengstlichkeit der Dinge, die da nun kommen sollten. Fritz öffnete etwas unvorsichtig den Schlag und wollte rasch das Meisichen in sein schönes Käfig bringen, aber das Meisichen hatte kaum die Hebung des Deckels bemerkt, als es seiner haschenden Hand entwich und dem Schlage entfloh, nun war die Munterkeit wieder zurückgekehrt und ihr frohlockendes Pid, Pid, dünkte dem guten Fritz gerade so zu lauten, als ob es riefte:





„Etsch, etsch, ich bedanke mich für Deine Küsse, aber Dein schönes Käfig mag ich doch nicht, denn uns Meisen geht die Freiheit über Alles.“

Diesmal mußte nun Frix mit langem Gesichte nach Hause ziehen. Einige Tage später glückte es ihm doch, die Meise in sein Käfig zu bekommen. Lüsterheit trägt oft die schönsten Grundsätze zu Grabe und so war es auch hier: Kupferne brachte auf's Neue die Meise in Gefangenschaft. Frix, gewarnt vom ersten Male, nahm seinen Schlag auf sein Zimmer, wo kein Entweichen mehr möglich war, und so sah sich denn die küsternerne Meise doch gefangen, obwohl sie noch vor Kurzem so frohlockt und die Freiheit so hoch gepriesen hatte.

---

## Die Ratter.

Es war Sommer geworden und die schweren Aehren auf dem Felde reiften zusehends der Sichel entgegen und je näher dieser Tag kam, je näher rückte auch die Ferienzeit in der Schule. Da dann die Kinder mehr sich selbst überlassen waren oder ihren Eltern beim Einheimsen des Erntesegens behilflich sein mußten, so pflegte der Schulmeister gewöhnlich kurzweilige Geschichten aus dem Thierleben zu erzählen, um die Kinder, die für kurze Zeit näher mit derselben in Berührung kamen, auch vertrauter mit ihr zu machen. Diesmal, um seine ihm zur Erziehung anvertraute Jugend vor den Rattern zu warnen, deren es

in der Umgebung des Dorfes nicht wenige gab, theilte er ihnen die kleine Geschichte eines Bauern mit, der im Winter auf dem Wege eine Natter getroffen, die vor Kälte beinahe schon erfroren war und die er aus Mitleiden nach Hause genommen und dort nun am Ofen wieder aufthauen ließ, wobei die Natter aber kaum wieder zu sich selbst gekommen, den Bauern gebissen habe, so daß er eines elendiglichen Todes habe sterben müssen. „Hütet Euch also vor den Rattern meine Kinder,“ setzte der Schulmeister seiner Erzählung hinzu, „denn wenn sie auch nicht alle giftiger Natur sind, so könnt Ihr dies doch nicht zum Voraus wissen und der Biß der unschuldigsten Natter kann euch Schaden bringen.“

Endlich war der Tag der Ernte gekommen, die Schule war geschlossen und die Kinder folgten ihren Eltern auf das Feld oder sie mußten statt des auf dem Felde beschäftigten Gesindes Futter für das Vieh nach Hause schaffen. So geschah es auch Lenchen, die in ihrem rothen Röckchen mit der Sichel in der Hand wacker graste, als sich plötzlich eine Natter blicken ließ. Lenchen überrascht, blickte sie erschrocken an, da aber die Natter in den Sonnenstrahlen gar lieblich schillerte und ihre Neuglein Lenchen gar munter anschauten, so wollte Lenchen schon auf sie zugehen um sie zu haschen, doch da fielen ihr plötzlich die Worte des Schulmeisters ein und sie ließ ab von ihrem Vorhaben, zumal die Natter sich aufgerichtet hatte und mit ihrer Zunge spielte.

„Geh' Du, giftiges Ding, ich mag nichts von Dir wissen,“ rief Lenchen zornig.

Die Natter senkte den Kopf und warf ihr einen Blick zu, der ihr zu sagen schien:

„Ich bin zwar nicht giftig, und sogar ein sehr nützlichcs Thier, weil ich viele schädliche Thiere fange und vernichte, aber eben darum will ich nicht Deine Gefangene sein.“ Darauf sonnte sich die Natter wieder in dem lieblichen Sonnenschein.

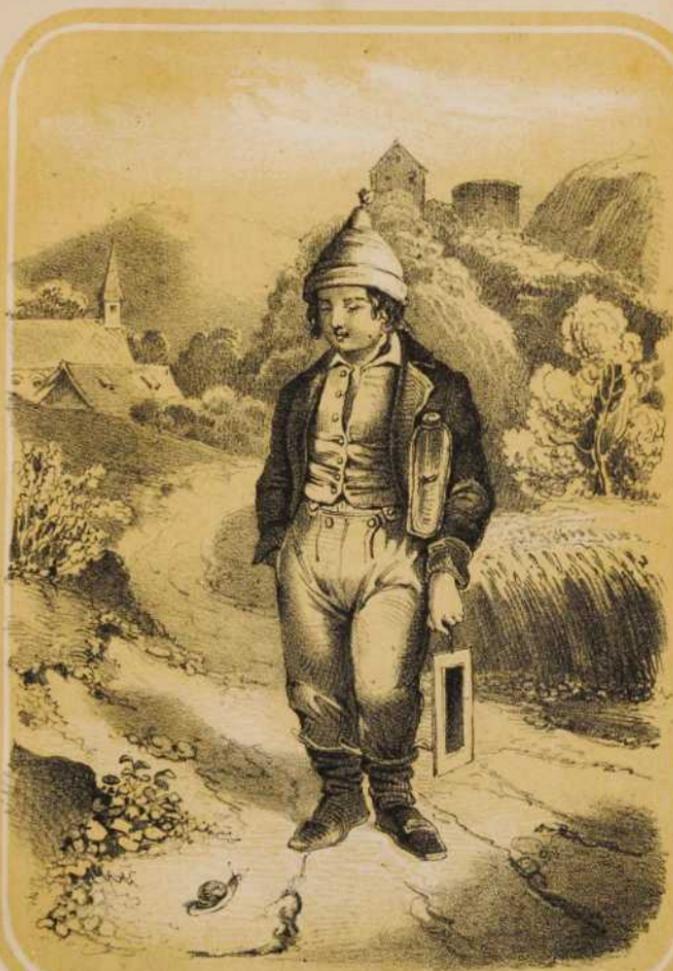
Lenchen aber, die etwa ahnen mochte, was die stumme Schlange mit dem Blicke hatte sagen wollen, nahm wieder ihre Sichel zur Hand und graste eifrig, so daß sie in kurzer Zeit ihr Grastuch gefüllt hatte, das sie nun zuband und auf den Kopf nahm. Ehe sie jedoch nach Hause kehrte, wendete sie sich noch ein Mal zu der Natter, die noch immer in der Sonne lag, der es hier sehr behaglich zu sein schien.

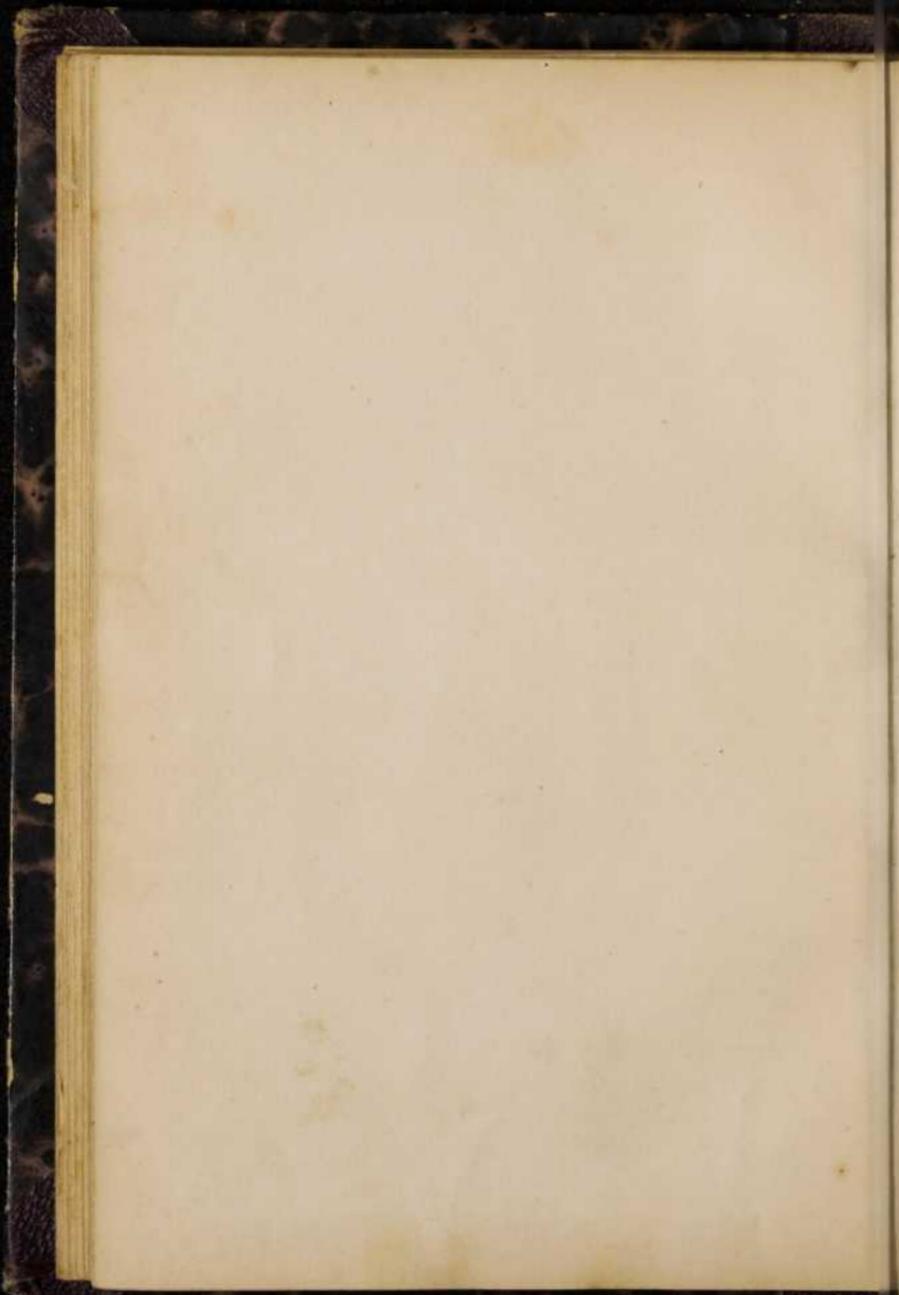
„Du magst nun giftig sein oder nicht, so will ich doch dem Schulmeister folgen und mich vor jeder Natter in Acht nehmen,“ und als sie diese klugen Worte, bei welchen sich die Natter wieder ein wenig in die Höhe gerichtet, gesprochen, kehrte sie ihr den Rücken zu und war bald hinter dem Hügel verschwunden, während sich ihrerseits die Natter ebenfalls auf den Weg machte, ihrem Geschäfte, der Vernichtung schädlicher Thiere, obzuliegen, wobei sie es nicht unterlassen konnte, darüber sich Glossen zu machen, wie es wohl kommen möge, daß so oft der Unschuldige mit dem Schuldigen zu leiden habe, doch von Ferne eine Kröte gewahr werdend, tröstete sie sich mit dem Schicksal so vieler Anderer und stürzte sich auf ihren Feind.

## Die Schnecke.

Schnecken werdet ihr wohl kennen, meine jungen Freunde, es kommen welche in den Salatbeeten vor und sind dort gar nicht gerne gesehen, weil sie gewöhnlich die Salatpflanzungen schon im Keime zernichten, diese Schnecken zählt man gewöhnlich zu den nackten Schnecken. Wieder andere Schnecken gibt es, die von Feinschmeckern gesucht und für diese in eigens dazu hergerichteten Gärten, sogenannten Schneckenplantagen, gezüchtet werden, sonst aber auch in Weinbergen vorkommen, sie tragen auf ihrem Rücken ein mehrfach, entweder in einer oder in verschiedenen Ebenen gewundenes, gewöhnlich aus Kalk bestehendes Gehäuse, das Ihr alle unter dem Namen Schneckenhaus kennet, und in welches sich die Schnecke bei herannahender Gefahr zurückzieht. Einer solchen Schnecke begegnete eines Tages der achtjährige Sohn des Dorfbüttels, als er eben von seinem Weiser, die Fibel unter dem Arm und die Tafel in der Hand, in die Schule des benachbarten Dorfes schlenderte. Er schien keine große Eile zu haben, denn das Lernen fiel ihm schwer, und er hätte lieber auf der Ofenbank ein Schläfchen gemacht, als in der Schule sich mit dem Lernen plagen zu müssen, aber seine umsichtige Mutter ließ den trägen Jungen nicht gewähren und so sehen wir ihn denn träumend seinen Weg dahinziehen, bis er plötzlich stille stand und eine Schnecke betrachtete, die eben so langsam wie er, ihm entgegen gekrochen kam.

„Ei wie doch die Schnecke so langsam daher schleicht,“





dachte Heinrich, so hieß nämlich des Büttels Junge, „sollte sich wohl schämen so träge zu sein.“

Die Schnecke, ihn gewahrend, streckte ihre Fühlhörner aus und zog sie wieder ein, und während sie dieses Spiel mehrmals wiederholte, kroch sie langsam weiter, ohne sich um Heinrich viel zu bekümmern. Dies verdroß den faulen Knaben und er rief ihr noch höhrend nach:

„Du lebst wohl ohne Sorgen  
Und denkst, komm ich auch heute nicht,  
So komme ich doch morgen,“

und schlenderte dann wieder langsam weiter, gleich darauf begegnete er wieder einer Schnecke, die ebenfalls ohne ihn nur mit ihren Fühlhörnern zu begrüßen, ihres Weges weiter kroch. Schon wollte er auch dieser einige höhrende Worte nachrufen, als ihn ein Wanderer, der quer über die Straße zog, am Arm ergriff und mit dem Wanderstabe auf die eben vorbeigekrochene Schnecke deutend, zu ihm sagte:

„Gleichst Du nicht jener Schnecke dort, mein Junge, ja bist Du nicht viel schlimmer als diese Schnecke, die eine Last auf ihrem Rücken trägt und der Glieder entbehrt, während Du Dich gerader Glieder erfreuest und gleichwohl den Pfad, der Dich zur Schule führt, dahin schleichst, als ob es Dir auch ganz gleichgültig wäre, ob Du heute oder morgen kommest.“

Heinrich, der zwar etwas träge war, doch Herz und Kopf besaß, blickte den Fremden verdußt an, fragte aus Verlegenheit hinter den Ohren, zog dann seine baumwollene Mütze vom Kopfe und stotterte:

„Ihr mögt wohl Recht haben, Herr, aber . . .“

„Nun, wenn Du das einsehst, so nehme Dir die Schnecken als Beispiel, behalte sie immer vor Augen und denke bei Dir, so will ich nicht werden wie diese, da mir der liebe Gott die Gaben verliehen, gleich meinen Kameraden thätig, munter und fleißig zu sein.“

„Ich will's versuchen, Herr.“

„Versuche es nur, Heinrich und Du wirst sehen, es wird gelingen.“

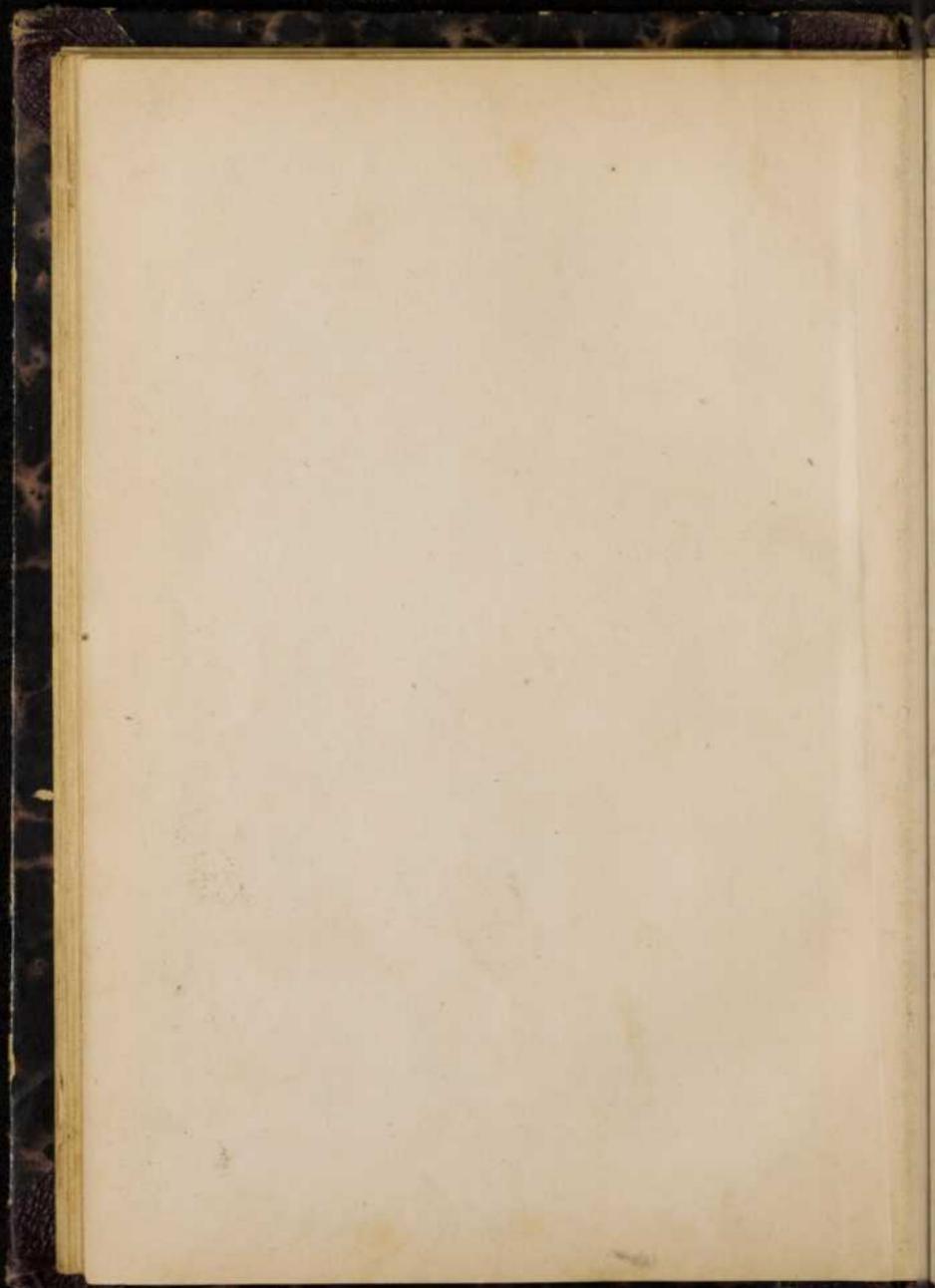
Und es gelang dem Heinrich auch wirklich, von Stunde an sich Mühe gebend, der Trägheit zu entsagen, hatte er in der Schule bald seine Altersgenossen eingeholt und auch zu Hause bekam er von Vater und Mutter keine Schelte mehr wegen seiner Faulheit zu hören. Und noch oft, wenn ihm eine Schnecke begegnete, bedauerte er sie, weil sie zu ihrer Langsamkeit gezwungen war, und erinnerte sich des Fremden, der ihn auf seine eigene Trägheit aufmerksam gemacht, und dann nahm er sich immer auf's Neue vor, nie mehr in seinen alten Fehler zu verfallen.

---

### Die Ameisen.

Penchen und Suschen waren zwei kleine muntere Mädchen, die ihren Eltern viele Freude gemacht haben würden, wenn sie nur auch artig gewesen wären, sie trieben sich zwar nicht viel auf der Straße umher, beschmutzten und zerrissen ihre Kleider nicht, auch waren sie mit allem





zufrieden was sie von ihren Eltern erhielten, und dennoch konnte man sie keine artigen Mädchen heißen und zwar einzig darum nicht, weil sie nicht arbeiten wollten. Während andere Mädchen ihres Alters sich im Stricken versuchten, ja sich schon ihre Strümpfchen selbst strickten, thaten Lenchen und Suschen nichts, spielten den lieben langen Tag mit ihren Puppen und wenn ihre Mutter sie in die Strickschule schickte, gingen sie hinter dieselbe und suchten den naheliegenden Wald auf, um dort Erdbeeren zu suchen.

Eines Tages hatte sie ihre Mutter wieder in die Strickschule geschickt und sie waren ihrer Gewohnheit gemäß wieder hinter die Schule und in den Wald gegangen, da, als sie einige Schritte weit in demselben gekommen waren, erblickten sie in der Nähe eines alten Eichenstumpfes eine Menge Ameisen, die geschäftig hin und her rannten, immer wieder kamen und große Lasten herbeischleppten, um eine Hütte für ihre Larven zu bauen. Die beiden Mädchen betrachteten die Ameisen lange stillschweigend, endlich seufzte Suschen:

„Wie fleißig doch die kleinen Thierchen sind.“

„Und sieh, wie sie sich abschleppen, um Holzstückchen herbei zu schaffen,“ setzte Lenchen hinzu.

Dann betrachteten die beiden Mädchen wieder die Ameisen, blickten sich zuweilen in die Augen, seufzten, und wurden ganz nachdenklich.

„Ja,“ wiederholte Suschen, ihr Händchen unter das Kinn legend, „das sind recht fleißige Thierchen.“

„Wer doch auch so fleißig sein könnte,“ flüsterte nun seinerseits Lenchen.

Dann betrachteten sie die Ameisen wieder eine Weile stillschweigend.

„Ja, wer doch auch so fleißig sein könnte,“ seufzte nun auch Suschen.

„Können wir es denn nicht sein?“ fragte Lenchen, das neben ihr stehende Suschen, wie aus einem langen Traume erwachend.

„Können wir es nicht sein,“ wiederholte Suschen noch immer träumerisch, Lenchen anblickend.

Bald sich, bald die Ameisen ansehend, blieben die Mädchen schweigend stehen, noch immer arbeiteten die Ameisen, ohne sich Ruhe zu gönnen an ihrem Werke fort, da umarmte plötzlich Lenchen sein kleines Schwesterchen und wie wenn ein Lichtstrahl es von Oben erleuchtet hätte, rief es:

„Ja, Suschen, wir können es auch sein, und wir wollen es auch sein, nicht wahr Suschen?“

Und Suschen, von der munteren Stimme seiner Schwester aus dem Träumen aufgeweckt, lächelte freudig, „ja Lenchen, wir wollen es auch sein,“ entgegnete Suschen herzlich, „und nun laß uns zur Mutter gehen . . .“

„Und der Mutter wollen wir sagen, daß wir fleißige Mädchen werden wollen und daß uns die kleinen Ameisen nicht mehr beschämen sollen.“

Gesagt, gethan. Die beiden Mädchen kehrten um, gestanden der Mutter, daß sie hinter die Strichschule gegangen, daß sie aber von nun an keine mehr versäumen werden, und Lenchen und Suschen hielten Wort. Fortan zählte man sie zu den fleißigsten und darum auch zu den artigsten Kindern des Dorfes. Bald vermochten sie ihre





Strümpfe selbst zu stricken, und wollte ihnen auch im Anfange die Arbeit noch zu schwer dünken, so erinnerten sie sich gegenseitig der Ameisen, denen auch keine Last zu schwer war und die auch nicht eher rasteten, als bis sie ihre Arbeit vollendet hatten. Waren sie dann mit ihrer Aufgabe zu Ende gekommen, so blickten sie sich lächelnd an, drückten sich die Händchen und eilten dann zu ihren Spielgenossen, um sich nach gethaner Arbeit im Spiele ihres jungen Lebens recht zu freuen. So vergingen die Jahre, aus den fleißigen Mädchen wurden fleißige Jungfrauen, die überall, wohin sie kamen, geschätzt und geachtet waren. Möchte doch das Bild unserer Ameisen bei unseren Freundinnen eine ähnliche Wirkung wie bei Lenchen und Suschen haben!

---

### Die Wespe.

Es war die Zeit gekommen, wo sich auf den Bergen die Traube röthet und im Thale die Zwetschge sich mit ihrem Duft umhüllt, kurz es war wiederum Herbst geworden und zu dieser Jahreszeit haben die Wespen gewaltig viel zu thun. Man hat zwar trotz ihrer großen Geschäftigkeit noch nicht vernommen, was sie arbeiteten, man weiß nur, daß sie dem Obste und den Trauben eifrigst nachstellen und den Kindern manchen Schabernack spielen, die nun eben dem Obste auch nicht gerade abhold zu sein pflegen. Unter diesen freute sich insbesondere die kleine Emma auf diese so schöne Zeit, wo das Grün

matter, und das Laub der Bäume jene mannigfachen Schattirungen anzunehmen pflegt, die dem Auge so wohl thun und dem Gemüthe eine so sanfte Wehmuth einhauchte, dann durfte die siebenjährige Emma mit ihren Eltern auf das Gut, wo das Obst eingeheimst zu werden pflegte. Aber auch auf dem Gute ihrer Eltern erschienen die Wespen in zahlreicher Menge, um sich als Unberufene zu Gaste zu laden, und da man sie hier so ziemlich schalten und walten ließ, so lange sie sich in den Schranken der Ordnung hielten, so thaten sie auch Niemanden etwas zu leide. Einst saß Emma unter dem mit Trauben eingerahmten Fenster und hielt eine schöne Birne in den kleinen Händchen, die sie eben von ihrer Mutter erhalten hatte. Da kam eine Wespe herbei geflogen, die diese Birne von Weitem erblickt und deren liebliches Neußere sie angelockt, und hast mir's denn gar nicht gesehen, saß sie auf der Birne, während sie Emma mit erstaunten Blicken betrachtete. Dieses Anstarren schien die Wespe jedoch durchaus nicht zu incommodiren, sie schien daran gewöhnt zu sein, wie dieß gewöhnlich bei Solchen der Fall zu sein pflegt, die ungerufen sich zu Gaste bitten.

„Die Birne gehört mir, Du unartiges Ding,“ er-eiferte sich Emma.

Die Wespe lüftete die Flügel und schien sagen zu wollen:

„Das weiß ich gar wohl, aber die Birne ist süß und schmeckt mir, Du kannst eine andere haben, ich will mich nun einmal an dieser laben.“

„Nein, nein,“ begann Emma wieder eifrig, „die Birne laß ich Dir nicht.“

Da reckte die Wespe ihren dicken Kopf in die Höhe, küftete wiederholt die Flügel und schlug mit denselben heftig ihren Leib, wie wenn sie sagen wollte:

„Ich will einmal die Birne genießen und wenn Du Dich nicht zufrieden gibst, Du kleines Ding, so wirst Du sehen wie es Dir ergeht.“

Als nun Emma sah, daß sie hier nichts ausrichten konnte, so dachte sie, der Gescheideste gibt nach und ließ die Wespe schmarozen.

Die Wespe, die sich aus Emma's Gedanken nicht viel machte, sog nun den süßen Saft behaglich ein und als sie desselben voll war, reckte sie ihren Kopf wieder in die Höhe, küftete abermals ihre Flügel, summtete etwas für sich hin, wie: „nun kannst Du die Birne haben, sie ist immer noch gut genug für Dich,“ wegte sie hierauf ihre Flügel und flog davon.

Emma nahm nun die Birne und entfernte sich vom Fenster, indem sie vor sich hinflüsterte: „es ist doch arg, was man sich von diesen Wespen nicht Alles gefallen lassen muß.“

Ihre Mutter, die zufällig ihre Worte vernommen, rief lächelnd das zürnende Mädchen zu sich.

„Du hast wohl recht, meine Emma, aber merke Dir wohl mein Kind, daß diesen Wespen viele Menschen gleichen und erinnere Dich immer dieses Augenblicks, damit Du Dich stets hütest, diesen Thierchen ähnlich zu werden.“

„Gewiß Mama, werde ich mir Mühe geben, stets ein artiges Mädchen zu bleiben, gewiß werde ich nie so unerschämt werden, wie diese Wespe da.“

„Nun gut, mein Kind, vergiß nur Deine Worte nicht und dann ist der Schaden nicht so groß, den die Wespe verursachte,“ lächelte die Mutter.

Und Emma vergaß ihre Worte nicht, sie war und blieb ein bescheidenes Mädchen, und wenn später wieder Wespen kamen, so räumte sie ihnen das Feld und ließ sie schalten und walten, da sie bald gewahr wurde, daß man auf diese Weise am frühesten ihrer los wurde.

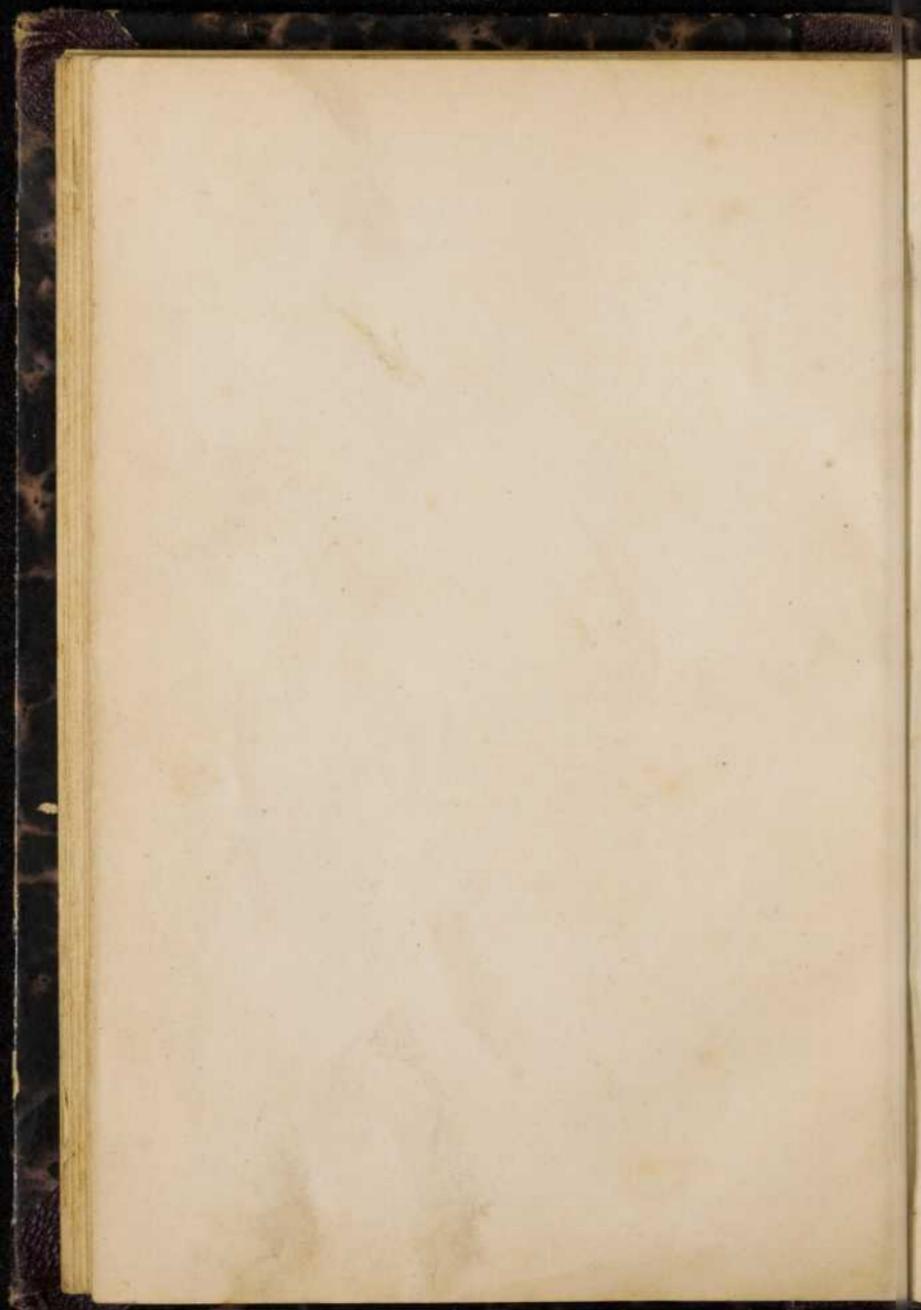
---

### Der Krebs.

Franz, war ein großer Freund von guten Speisen und war voll Jubel, wenn die Mutter ihm Krebsjuppe auftrugte, dann hätte er gar zu gerne die rothen Krebse allein für sich behalten und die Schnitten sammt der Brühe seinen Geschwistern gelassen, wenn die Mutter seinem selbstfüchtigen Begehren nicht durch einen Nachspruch Einhalt gethan. Da er aber sich einmal recht satt an Krebsen essen wollte, bat er seine Mutter, selbst in's Krebsfangen gehen zu dürfen. Diese gewährte ihm lächelnd seine Bitte und Franz einen Korb am Arme, machte sich vergnügt auf den Weg, bei sich berechnend, wie viel er Krebse fangen werde: „Einen ganzen Korb voll,“ flüsterte er vor sich hin, „die wird mir dann die Mutter sieden und dann werde ich eine ganze Schlüssel voll Krebse haben, die will ich mir aber schmecken lassen.“

Unter solchen freundlichen Aussichten gelangte Franz an den Bach, wo es, wie ihn seine Schulkameraden ver-





sichert hatten, der Krebsse in Hülle und Fülle geben sollte. Dort angelangt, zog er Schuh und Strümpfe aus, stülpte seine Hosen hinauf und trat nun in das klare Bachwasser. Schon hatte er mehrere Steinplatten vergeblich aufgehoben, da auf einmal schrie er:

„O weh, o weh,“ und zog seine Hand rasch aus dem Wasser und siehe da, ein Krebs hatte mit seinen Scheeren die Hand und den Arm gefaßt und zwickte ihn tüchtig.

„O weh, o weh,“ rief er wiederholt, aber der Krebs wollte seine Klagerufe nicht verstehen, sondern zwickte ihn immer wieder auf's Neue.

„Laß doch los, Du garstiges Thier,“ jammerte der arme Franz, „laß doch los, ich will ja gewiß keine Krebsse mehr fangen, o weh, o weh!“

Und als ob der Krebs Franzens's letzte Worte verstanden hätte, ließ er den armen Knaben los, der nun hurtig aus dem Bache sprang, seine Strümpfe und Schuhe wieder anzog, den leeren Korb wieder aufnahm und ohne sich umzusehen nach Hause eilte.

„Wo hast Du denn die Krebsse?“ fragte ihn lächelnd die Mutter.

„Ach Mutter, das sind garstige Thiere, diese Krebsse, da habe ich einen gehabt, der hat mich aber so in die Hand und den Arm gezwickt, daß ich froh war, als er mich wieder los ließ.“

„Ja, siehst Du, mein Franz, diese Thiere freuen sich auch ihres Lebens, und wenn sie auch nur unter Steinplatten im Wasser ihre Wohnung aufschlagen, so fühlen sie sich doch in ihrer Art glücklich und wollen in ihrem Glücke nicht

gestört sein, deßhalb setzen sie sich zur Wehre und dazu hat ihnen der liebe Gott die Scheeren verliehen, mit denen Dich der Krebs heute gezwickt hat, da er auf keine andere Weise sich Dir verständlich machen konnte.“

„Ja, ja, ich habe ihn nur zu gut verstanden und werde nie mehr in's Krebsesfangen gehen.“

„Und wirst auch keine Krebse mehr essen?“ lächelte die Mutter.

„O, doch, lieb' Mütterchen,“ schmeichelte Franz, „denn sie sind gar zu gut und können ja dann nicht mehr kneipen; aber sag mir doch, wie gehen es denn die armen Knaben an, von denen Du die Krebse kaufst, werden denn diese nicht gekneipt?“

„Diese gehen vorsichtiger zu Werke und greifen nicht auf's Gerathewohl unter die Steinplatten, sondern sie heben diese zuerst weg und fassen dann den Krebs nicht vornen, wo seine Scheeren sind, sondern mitten um den Leib.“

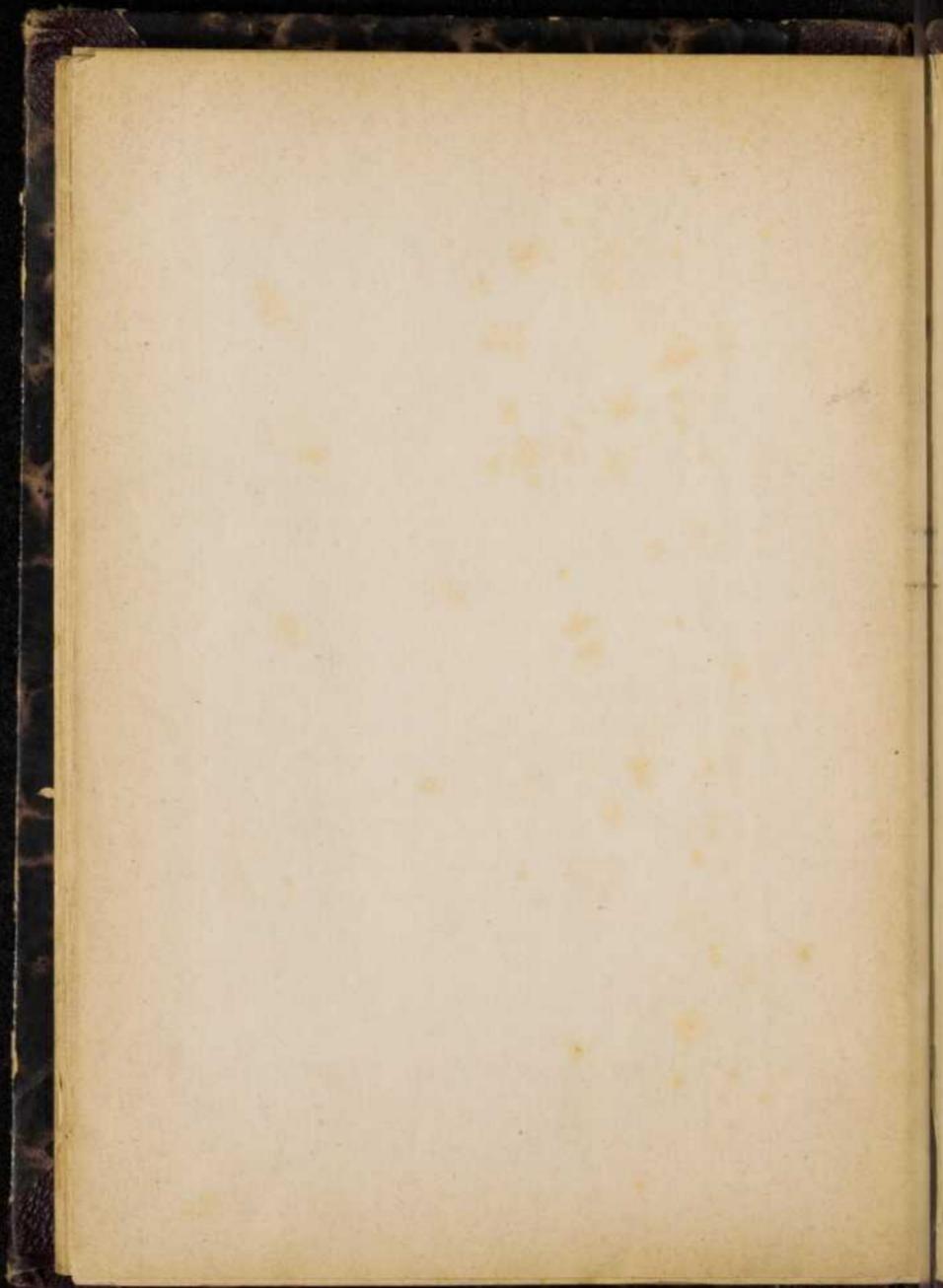
„Ach so, das hätte ich wissen sollen.“

„Ich wollte Dir es auch sagen, aber Du hattest zu große Eile. Willst Du vielleicht jetzt, da Du es weißt, das Krebsen noch einmal versuchen?“

„Ach nein, Mutter, ich will das Krebsen lieber Andern überlassen.“

„Du hast ganz recht, mein Franz,“ schloß die Mutter, „denn Alles schickt sich nicht für Einen und Eines schickt sich nicht für Alle,“ und dies wünschen wir, möchten auch unsere jungen Freunde bedenken.





H/M 232 950

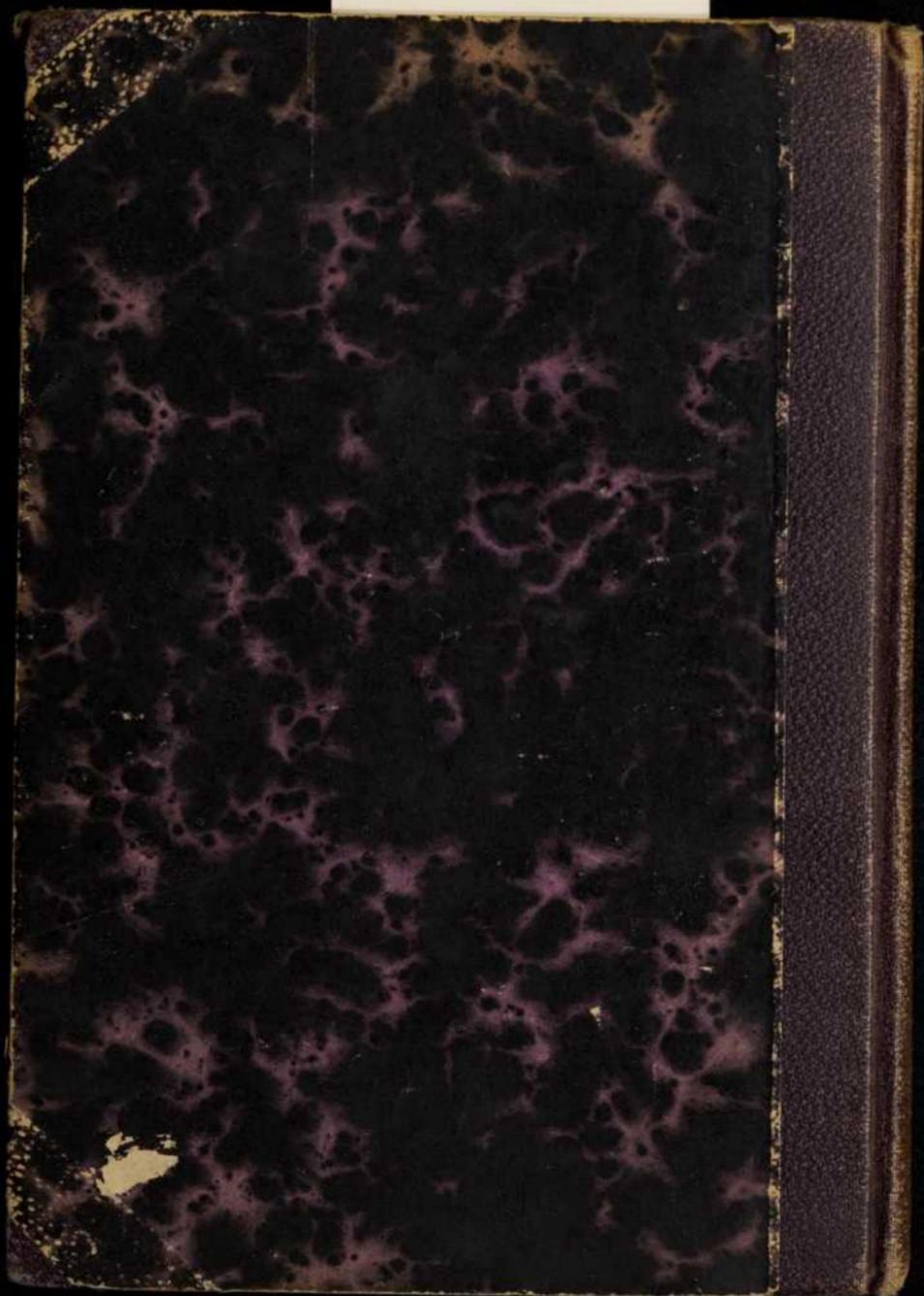
Internationale Jugendbibliothek



047002420870

AB 09

1282



# Fünfzehn Bilder aus dem Thierreich

In Erzählungen  
für  
die Jugend.

Mit fünfzehn Tonbildern.



Stuttgart.  
Verlag von Carl Schober.

